

Lösegeld für Wurmbrand



Anutza Moise

Stephanus Edition

ANUTZA MOISE

Lösegeld für Wurmbrand

Wie Gott eine Tochter Israels
zum Glauben bringt und für eine große
Aufgabe zubereitet



STEPHANUS EDITION

Uhdlingen/Seewis

Ransom for Wurmbrand

German Edition

Copyright 2015 Voice Media

info@VM1.global

Web home: www.VM1.global

All rights reserved. No part of the publication may be reproduced, distributed or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic, or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law. For permission requests, email the publisher, addressed “Attention: Permission Coordinator,” at the address above.

This publication **may not be sold, and is for free distribution** only.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	7
1 Kindheit	12
2 Neue Freunde	20
3 Norwegen und England	30
4 Bukarest	41
5 Krieg	53
6 Waffenstillstand	65
7 Das Kommen des Kommunismus	75
8 Vorbereitung zur Abfahrt	89
9 Flucht in den Westen	98
10 Norwegische Bürgerin	105
11 Geduld und Abwarten	115
12 Freilassung	125
13 Geburt einer weltweiten Mission	140
14 Familienzusammenkunft	156

Vorwort

Als ich im Sommer 1964 die Nachricht erhielt, daß Richard Wurmbrand aus dem Gefängnis entlassen worden sei, brach ich in Freudentränen aus. Endlich, nach so vielen Jahren, waren meine Gebete und die unzähliger anderer erhört worden.

Richard und seine Frau Sabine, allen bekannt als Bintzea, waren und sind immer noch meine engsten Freunde auf Erden. Zu jener Zeit hatte ich sie während langer siebzehn Jahren nicht mehr gesehen, seit ich, selbst ein Flüchtling vor dem Kommunismus, mich in Bukarest von ihnen verabschiedet hatte, um meinen Weg in einer Reise, die einem schrecklichen Traum glich, illegal über die Grenze in den freien Westen zu finden. Ich hatte alles versucht, sie zu überreden, mit mir zu kommen. Doch sie weigerten sich, weil sie fühlten, daß Gott für sie in Rumänien noch ein Werk zu tun habe.

Seither sind sie durch unaussprechliche Nöte und Schwierigkeiten gegangen. Beide sind im Gefängnis und in Arbeitslagern gewesen, Richard für insgesamt 14 Jahre. Wie sehr ihn diese Erfahrung gezeichnet hatte, zeigte sich in einem seltsamen und bemerkenswerten Brief, den er mir wenige Wochen nach seiner Entlassung schrieb. Mehr noch erfuhr ich später, als wir uns im Westen begegneten, denn Richards Freilassung war ja nur der erste Schritt zum Ziel, für das ich so lange gearbeitet und gebetet hatte — nämlich Richard, Bintzea und ihren Sohn Mihai in die freie Welt zu bringen.

Liebe Anutza (schrieb Richard), wir haben Deinen Brief erhalten. Es wurde uns auch mitgeteilt, daß wir das Visum bekommen haben. Im Moment wissen wir nicht mehr als Du, ob und wann wir kommen werden.

Ich gewöhne mich wieder langsam an meine neuen Lebensumstände. Ich finde auch, daß das geistliche Leben neue Gesichtspunkte erhält, wenn man wieder im Familienleben steht.

Getrennt von meiner Familie und von den Brüdern, war mir bewußt, daß mich göttliche Umarmung einhüllte, aber sie war wie eine Wolke, die die schneebedeckten Bergspitzen verhüllte. Diese Gemeinschaft mit Gott war gleich einem zugefrorenen See, welcher das kalt-glänzende Licht des Mondes widerstrahlt. In dieser Umarmung starb jedes eigene Verlangen — wie in einem Feuer, das langsam erlischt — oder noch besser ausgedrückt, es schief an der Brust des Erlösers ein, denn jedes einzelne Verlangen des Ichs ist wie der ehebrecherische Akt einer Königin. Es ist sinnlos, den Erlöser auch nur einmal zu fragen: „Soll ich dies oder das tun?“ Was Er wünscht, ist für alle Zeiten geoffenbart und eingepreßt in unser neues Wesen. Ruhig, ohne auch nur eine einzige Frage zu stellen, ruhte ich einfach aus.

Nun ist so etwas nicht mehr möglich. Das Leben hat mich in seinem Sturm wieder erfaßt. Ich bin ganz verwirrt ob all den vielen Eindrücken, Problemen und neuen Pflichten. Wie ist doch alles so kompliziert in Eurer Welt, und wie einfach war alles in der Welt, aus der ich kam. In Eurer Welt zieht Euch jede Tätigkeit in ein mächtiges Zahnrad ohne sichtbares Ende. Niemand kann auch nur

eine Sünde begehen, ohne daß diese eine Sünde tausend andere nach sich zieht. Du kannst keinen schuldigen Menschen ergreifen, ohne daß andere Unschuldige dadurch leiden müssen. Schickst Du zum Beispiel einen Dieb ins Gefängnis, so werden als Folge davon seine unschuldigen Kinder zu leiden haben. In dieser Welt kann jede Gebärde, jede Tat große Tragödien von enormer Tragweite auslösen.

In Bethlehem war ein Mann, der etwas Gutes tat: Er gab der Mutter Jesu Obdach, so daß sie Ihn in einem Stall zur Welt bringen sollte. Die dramatische Folge davon war, daß alle Kleinkinder in jener Stadt sterben mußten. In dieser Welt kann keine Tat vorausberechnet werden. Du kannst die Folgen Deiner Taten nicht kennen — selbst der guten nicht. In der Geisteswelt dagegen, in der ich bis heute gelebt habe, wo die Möglichkeit sich zu äußern nicht besteht, haben Mörder keine Morde begangen, Diebe haben nicht geraubt, Lügen haben nicht irreführt. Alles was geschah, wickelte sich in meinem Innern ab. Und alles Schöne, alle Freuden, sie waren immer rein.

Nun habe ich dieses Vorrecht nicht mehr. Sünde wacht über jedem Schritt, den du machst, auch wenn du Gutes tust, selbst wenn du Gottes Gebote erfüllst. Hier kannst du nur durch die Gnade leben, nur dadurch, daß du Gottes Erbarmen und Gottes Weisheit, die alle deine Probleme lösen wird, vertraust. Darum bin ich mit Luther einig, wenn er sagt, daß „das Gesetz ein Wort der Verdammnis, des Zorns, der Traurigkeit, des Schmerzes ist. Das Gesetz ist das Wort des Richters an den Angeklagten, ein Wort der Beunruhigung und des Fluches.“ Das Gesetz Gottes gibt uns ein schuld-

beladenes Gewissen, ein unruhiges Herz, ein Herz, das zittert ob den Sünden, die das Gesetz uns aufdeckt, ohne imstande zu sein, sie von uns zu nehmen. Ohne das Gesetz leben wir im stillen Vertrauen, daß Gott unsere Schritte durch das Labyrinth unseres Lebens lenkt — selbst wenn uns Dinge widerfahren, oder wenn wir Dinge tun, die wir selbst nicht verstehen können.

Grüße alle unsere Lieben. In einigen Tagen werde ich in ein Sanatorium am Meer gehen. Vielleicht kommt Bintzea auch mit, um einige Tage in meiner Nähe zu sein. Nach meiner Meinung bedarf sie der Ruhe noch mehr als ich.

Ich umarme Dich,
Richard

Es verging mehr als ein Jahr, bevor ich sie willkommen heißen konnte, spät in einer eisigen Dezembernacht, am Flughafen von Oslo. Ich war überglücklich, sie wiederzusehen. Keines von uns war die gleiche Person, die sie gewesen war. Doch unsere Freundschaft war dieselbe geblieben.

Das Leben ist voll von neuen Anfängen. Wir waren alle drei nun über fünfzig, in einem Alter, wo viele Leute annehmen, eine gewisse Sicherheit erreicht zu haben. Richard und Bintzea waren mittellos, hatten sie doch ihre wenigen Habseligkeiten zurücklassen müssen. Ich dagegen war wegen eines ständigen Kampfes gegen Arthritis gezwungen, meine Stelle aufzugeben, und hatte wenig Hoffnung, eine andere zu finden. Vor einigen Monaten sah es aus, als wären meine aktiven Tage vorüber, doch bald fand ich mich mehr beschäftigt als je zuvor.

Richard kam aus den Feuern der Leiden mit einem tiefen Bewußtsein der Wirklichkeit Gottes und der geistlichen Sphären, in denen die Mächte von Gut und Böse um die Seelen der Menschen ringen. Er hatte den Kommunismus als Festung dieser bösen Mächte gesehen und beschlossen, seine ganze Energie zur Errettung der kommunistischen Welt für Christus einzusetzen.

Es war mein großes Vorrecht, mit Richards Werk verbunden zu sein, seit er im Westen ist. Mehr als irgend jemand anders war er in den letzten Jahren das Werkzeug, selbstzufriedene Christen aufzurütteln und auf die Gefährlichkeit des anti-göttlichen Totalitär-Systems aufmerksam zu machen, welches bereits über einen so großen Teil der Welt herrscht und auf die Leiden derjenigen, welche versuchen, innerhalb dieses Systems Zeugen für Christus zu sein. Er hat bereits in 52 verschiedenen Ländern Missionen für die kommunistische Welt gegründet. Durch seine Vorträge und seine Bücher empfing er Gelder, welche dafür verwendet wurden, den um ihres Glaubens willen Leidenden zu helfen, und es war mir vergönnt dazu beizutragen, daß diese Hilfe jene erreichte, die es nötig hatten.

Hätte mir irgend jemand, als ich noch in Rumänien ein kleines Kind war, gesagt, welche Wendung mein Leben nehmen würde, so wäre es mir schwergefallen, ihnen zu glauben. Doch wenn ich zurückblicke, scheint mir, daß in einer gewissen Beziehung mein ganzes Leben eine Vorbereitung für diese Aufgabe war.

1 Kindheit

Meine Mutter starb als ich zweieinhalb Jahre alt war. Der Tag der Beerdigung ist meine erste Erinnerung aus der Kindheit. Das Gefühl der Einsamkeit und Bestürzung ist mir immer noch klar gegenwärtig: Wie ich schrie und hinter den Männern herrannte, die sie hinaustrugen, und wie meine Großmutter mich in ihre Arme nahm und mich tröstete. Dies war im Juli 1916.

Mein Vater war zu dieser Zeit fort. In Wirklichkeit hatte er mich noch gar nicht gesehen. Im November 1913, bevor ich geboren wurde, zog er nach Kanada, und weil meine Mutter schwanger war, beschlossen sie, daß sie ihm mit den Kindern folgen würde, sobald dies möglich sei. Doch der 1. Weltkrieg brach aus, und mein Vater hat meine Mutter nie mehr gesehen.

Zusammen mit meinem Bruder Haim und meiner Schwester Rachel wohnten wir im Haus meiner Großmutter. Da sie ein kleines Restaurant führte, hatten wir nie Hunger trotz der Knappheit an Nahrungsmitteln während der Kriegszeit. Wir Kinder wurden von den Verwandten sehr verwöhnt, besonders von meiner Tante Fanny und Onkel Milo. Onkel Milo war so jung, daß ich ihn als meinen älteren Spielkameraden betrachtete. Er pflegte mich rund um den Tisch zu jagen und mich in die Luft zu werfen; immer wieder erfand er neue Wege, um mich zu unterhalten. Meine Tante Fanny schien mir die schönste Person der Welt

zu sein, und ich liebte sie sehr. Sie muß einen prophetischen Blick gehabt haben — plötzlich fing sie an, mich Yeshulein zu nennen, ein jüdisches Wort für „Klein-Jesus“.

Trotzdem ich gründlich verwöhnt war, fehlte mir doch eine Mutter und ein Vater, wie andere Kinder sie hatten. Es schien mir, daß einige Kinder, die ich kannte, ihre Eltern gar nicht liebten, und das konnte ich nicht verstehen. „Wenn ich eine Mutter und einen Vater hätte, so würde ich sie sehr lieben“, pflegte ich zur Großmutter zu sagen. Meine Mutter war ja tot, und ich wußte nicht, wo mein Vater war.

Unerwartet kam er im Jahre 1919 nach Hause zurück. Meine Großmutter, eine dicke Frau, war gerade im Waschraum im Garten, als sie plötzlich einen Aufruhr von rennenden und schreienden Menschen daherkommen sah. Als sie sich wunderte, was dies alles bedeuten sollte, schlug jemand gegen die Tür und rief: „Tante Esther, Tante Esther, Yitzik ist da.“ Großmutter fiel ohnmächtig zu Boden, der unter ihrem Gewicht nachgab. Es war ziemlich schwierig, sie zu befreien und sie ins Haus zurückzutragen.

Die allgemeine Verwirrung nahm zu, da zwei Männer sich in der Kneipe an der Ecke unserer Straße stritten und die Polizei angefordert wurde. Es war, als ob die ganze Nachbarschaft auf unser Haus zurannte, um meinen Vater zu begrüßen, während weiter unten in der Straße die Polizei versuchte Ruhe zu schaffen, und eine Menge neugieriger Passanten stehen blieb, um zu sehen, was los war. Die ganze Straße sah aus wie ein umgestürzter Bienenkorb.

In unserem Haus dagegen war ein fröhliches Beisammensein, nur getrübt durch den Gedanken, daß meine Mutter die Rückkehr meines Vaters nicht mehr miterleben konnte. Ich, die ich mich so sehr nach der Rückkehr meines Vaters gesehnt hatte, wagte nicht, mich diesem fremden hübschen Mann zu nahen. Tage vergingen, ehe ich aus eigenem Antrieb den Weg auf sein Knie fand, doch dann wurden wir große Freunde bis zu seinem Tod im Jahre 1946.

Wir lebten weiter in der Familie meiner Mutter, bis sich im darauffolgenden Jahr alle entschlossen, nach Amerika auszuwandern. Die Großmutter versuchte alles, meinen Vater zur Mitreise zu bewegen; er zog es vor, in Rumänien zu bleiben. Er wollte nicht einmal ihren Vorschlag hören, daß er die Erlaubnis gebe, Rachel, Haim und mich mitzunehmen. Wie alle jüdischen Eltern liebte er seine Kinder sehr. Schließlich gingen sie ohne uns, und wir wohnten in ihrem Haus, eine kleine Familie ohne eine Mutter.

In jenen Nachkriegsjahren war die Lage in ganz Europa sehr schwer, und Rumänien machte keine Ausnahme; es herrschte zum großen Teil Arbeitslosigkeit und schreckliche Armut. Mein Vater hatte Glück, eine Arbeit beim Roten Kreuz zu finden als Betreuer des Hilfswerks. Dies bedeutete, daß wir nach Constanza umziehen mußten, wo wir im eigentlichen Palast des Königs und der Königin wohnten, in dem sie sich aufhielten, wenn sie diese Gegend des Schwarzen Meeres besuchten. Sie hatten ihn freundlicherweise dem Hilfswerk zur Verfügung gestellt. Vor allem erinnere ich mich noch des schönen, großen Parkes, voll von

Blumen und Schmetterlingen, wo ich so gern spielte. Eine Gouvernante hatte uns zu beaufsichtigen, und ich fühlte mich als richtige Prinzessin.

Nach einigen Jahren wurde das Hilfswerk des Roten Kreuzes geschlossen, und mein Vater verlor seine Arbeit. Wir befanden uns nun wirklich mitten in einer schweren Lage. Wir zogen in das Heimatdorf unseres Vaters, wo seine einzige Schwester immer noch lebte. Diese Tante war mit einem Bäcker verheiratet, und wir waren eine große Familie. Im Anfang konnten wir von dem Geld leben, das Vater in Constanza verdient hatte; er mietete ein Haus und bezahlte eine Frau, die für uns zu sorgen hatte. Als kein Geld mehr vorhanden und er immer noch ohne Arbeit war, bat er Tante Sofi, uns zu sich zu nehmen.

Ich liebte meine Tante sehr, aber ihr Mann, der in Geldsachen eher kleinlich war, hatte gar keinen Gefallen an der Idee, drei weitere Mäuler füttern zu müssen. Unsere Kusinen waren wie die meisten Kinder — wenn sie etwas getan hatten, sagten sie, daß wir es getan hätten. Zwei von ihnen hatten speziell ihr Vergnügen daran, uns immer zu kneifen, wenn die Erwachsenen es nicht sahen; ich war immer voller Wunden. Haim, Rachel und ich waren bessere Schüler als unsere Kusinen, und dies war ein anderer Grund, daß wir miteinander Schwierigkeiten hatten. Wenn immer sie uns einen Streich spielen konnten, taten sie es nur zu gerne. Glücklicherweise durchschauten Tante Sofi und die zwei ältesten Kinder ihre Taktik und standen gegenüber den jüngeren auf unserer Seite. So war die im Haus meiner Tante verbrachte Zeit eigentlich nicht so unglücklich.

Zu dieser Zeit empfand ich erstmals einen tiefen Hunger nach Gott. Ich erinnere mich, daß ich jeden Samstag die Synagoge mit der ganzen Familie besuchte, und daß wir anschließend zu Hause ein gutes Mittagessen bekamen — dann die Ruhe des Nachmittags, während welcher die Erwachsenen ein Nickerchen machten. Ich saß da, sah aus dem Fenster und suchte Gott irgendwo zu entdecken, obwohl ich fühlte, daß Er so weit weg war.

Dieser echte Hunger nach Gott nahm mit jedem Sabbat zu, aber niemand war da, mit dem ich über meine Probleme sprechen konnte. So versuchte ich gut und gehorsam zu sein, so daß ich wenigstens auf diese Weise Gott gefallen möchte. Wenn ich spazieren ging, sorgte ich immer dafür, die Straße zu überqueren, wenn ich mich einer Kirche näherte, wie ich gelehrt worden war, damit ich nicht verunreinigt würde, wenn ich zu nahe vorbeiging. Sah ich einmal ein Bild von Jesus in einem Schulbuch, so bedeckte ich es mit meiner Hand, wenn ich die Seite wenden mußte, um ja nicht beim Anschauen desselben zu sündigen.

Der Tag kam, wo mein Onkel von uns genug hatte. Er packte unsere Koffer und nahm uns mit auf die Suche nach meinem Vater. Wir mußten in Ploesti mehrere Stunden warten, wo wir den Zug wechselten. Ein Mann, dem ich anscheinend gefiel, gab mir etwas Geld, das mir aber mein Onkel prompt wegnahm und damit hinging, um sich selbst etwas zu trinken zu kaufen. Einmal im Wirtshaus, vergaß er uns ganz, und als er nach längerer Zeit zurückkam, war unser Zug schon lange weggefahren. Wir mußten die ganze Nacht im Bahnhof bleiben, bis wieder ein Zug ankam.

Als wir endlich unseren Bestimmungsort erreichten, war Vater nicht dort, und niemand konnte sagen, wohin er gegangen war. So blieb meinem Onkel nichts anderes übrig, als uns nach Hause zurückzunehmen. Unsere Kusinen fingen aufs neue an, uns zu necken und zu kneifen, so daß die Wunden in unseren Herzen noch größer waren als diejenigen, die gesehen werden konnten. Als Vater in seine Wohnung zurückkehrte und hörte, was geschehen war, kam er und holte uns fort.

Ich war zu dieser Zeit siebeneinhalb Jahre alt.

Für einen Witwer mit drei Kindern, der zur Arbeit gehen mußte und niemand hatte, sie zu beaufsichtigen, war das Leben ein wirkliches Problem. Eines Tages erzählte ihm einer seiner Freunde von einer Schule, die von fremden Lehrern geführt wurde, welche auch Kostgänger aufnahmen. Der Gedanke lag nahe, daß dies ein Platz für uns sein könnte.

So sagte unser Vater an einem bitterkalten Tag im Februar 1922: „Zieht eure Mäntel an, wir machen einen Spaziergang.“

„Wohin gehen wir?“, wollte ich wissen.

„Warte und sieh!“ war alles, was er sagte.

Wir machten uns auf den Weg zur andern Seite der Stadt. Es schien, als gingen wir mehrere Stunden. Jedesmal, wenn ich fragte, wohin wir gehen, bekam ich dieselbe Antwort: „Warte und sieh!“

Endlich schwenkten wir ab und betraten durch ein knarrendes Tor einen weiten Hof, wo ein großer Wolfshund bei unserem Anblick heftig zu bel-len anfang. Dieses Tier sollte später ein guter Freund von mir werden, aber in jenem Augenblick war es gut, meines Vaters Hand zu halten.

Drinne im Haus wurden wir von zwei Frauen begrüßt, eine davon jung und hübsch, die andere älter und ernst. Ich dachte, die jüngere Frau sehe aus wie die Bilder, die ich von Engeln gesehen hatte. Nur die Flügel fehlten. Sie strahlte einen Frieden und eine Freundlichkeit aus, die ich nie vorher empfunden hatte, und mein Herz fühlte sich instinktiv zu ihr hingezogen. Es war Olga Olausson, welche einige Jahre zuvor ihr Leben in den Dienst der Norwegischen Judenmission, der „Israelmission“, gestellt hatte. Sie war so freundlich, daß, als für Vater die Zeit kam, uns zu verlassen, und ich verstand, daß wir hierbleiben sollten, ich gar nicht so traurig war, wie wenn ich unter Fremden gelassen worden wäre. Mein Geist war schon von der Liebe und dem Frieden berührt worden, der mich von dem Augenblick an, da ich das Haus betrat, eingehüllt hatte.

Die Israelmission unterhielt in Galatz eine Schule für Mädchen, welche von Fräulein Antonia Aniksdal geleitet wurde, die wir Herzi nannten, weil sie so „herzig“ war. Rachel wurde in diese Schule geschickt, und auch Haim ging in eine Schule in der Stadt, während ich Stunden zu Hause bekam, weil man mich für mein Alter zu zart und kindlich fand. Vater hatte versprochen, uns jeden Sonntag zu besuchen; so war ich ganz glücklich — wir hatten regelmäßige Mahlzeiten, ein sauberes Haus und alles, was wir Kinder brauchten —, obwohl ich ihn zuerst sehr vermißte.

Am ersten Samstag nach unserer Ankunft wurde uns gesagt, einen gewissen Ort, den sie Sabbatschule nannten, zu besuchen, dies war jedoch eine richtige Sonntagsschule, welche an Samstagnachmittagen gehalten wurde.

Die Halle war voller Kinder, und hier sah ich zum ersten Mal Herzi. Nachdem wir einige Lieder gesungen hatten, erzählte sie uns eine Geschichte. Es handelte sich um eine arme Witwe, welche ihren einzigen Sohn verloren hatte, und die nun, auf dem Wege zum Friedhof, gar bitterlich weinte. Bald schluchzte ich auch von Herzen, weil es mich an die Beerdigung meiner Mutter erinnerte und daran, wie schrecklich es war, jemand zu verlieren, den man liebte.

Immer noch weinend hörte ich besonders aufmerksam auf das, was Herzi sagte. Sie erzählte uns, wie ein Mann mit Namen Jesus zum Leichenzug kam, und wie er, als er die Frau weinen sah, zu halten gebot und sie tröstete. Dann sprach er zu dem toten Knaben, und dieser richtete sich auf und war lebendig.

Ich war sonst ein sehr scheues Kind, doch ich war so ergriffen von dieser wunderbaren Geschichte, daß ich aufsprang und laut fragte: „Ist das wahr?“

Herzi antwortete: „Ja, es ist wirklich wahr.“

Ich mußte es sicher wissen, so fragte ich wieder: „Ist es wirklich wahr?“

Herzi erwiderte ernst: „Wirklich wahr.“

Ich klatschte in meine Hände und lachte vor Freude, und die Freude, die ich damals fühlte, hat seither mein ganzes Leben durchdrungen. Obwohl ich früher nie etwas von Ihm gewußt hatte, glaubte ich von diesem Augenblick an an Jesus. Und ich betrachte dies als meine Bekehrung.

Später, als ich älter wurde und den Härten des Lebens begegnete, gab es manchen Glaubens-

kampf zu kämpfen, aber der Herr Jesus Christus hat sich immer als wahrhaftig erwiesen. Mein Verlangen und mein Hunger nach Gott wurden durch Ihn an jenem Nachmittag gestillt, als ich noch ein Kind war.

2 Neue Freunde

Der Winter ging vorbei und mit dem Einzug des Frühlings wurde die Mission voll junger „Halutzim“, Pioniere, die hauptsächlich von Polen kamen und sich auf dem Wege nach ihrer neuen Heimat Palästina befanden. Während sie auf ihre Papiere warteten, um durchzukommen, wohnten sie bei uns und hatten so Gelegenheit, das Evangelium zu hören. Viele Kontakte wurden hergestellt, und die Mission hallte wider vom fröhlichen Singen der jungen Leute. Sie sangen meist hebräische Vaterlandslieder, lernten aber auch einige christliche Lieder. Ich beneidete sie um die Möglichkeit, ins Land gehen zu können, in dem Jesus gelebt hatte.

Im Sommer gingen wir in die Berge, und für mich bedeutete dies mehr als nur frische Luft. In Vulcan in Transylvania gewann ich zwei sehr liebe Freunde. Die eine war eine sehr alte Dame. Martha Galka war Lehrerin gewesen, lebte jetzt aber im Ruhestand zusammen mit ihren beiden Schwestern in einem kleinen Haus am Waldrande. Ich habe selten eine so häßliche Frau gesehen, aber Martha strahlte eine solch innere Wärme aus, daß man, wenn man sie anschaute, nur dieses Strahlen sah.

Eine wirklich schöne Freundschaft verband diese alte Frau und das kleine achtjährige Mädchen. Sie

erzählte mir von Jesus und andern wunderbaren Dingen; mein Herz war wie ein Garten, der den während so langer Zeit vermißten Sonnenschein aufnahm, so daß die Blume der Liebe Gottes durch Jesus Christus voll erblühen konnte.

Eines Sommers wurde uns bei unserer Ankunft in Vulcan mitgeteilt, daß sie einige Tage vorher gestorben war; wir kamen aber noch zur rechten Zeit, um ihrer Beerdigung beizuwohnen. Ich weinte ganze Eimer voll bei dem Gedanken, daß ich sie auf dieser Erde nicht mehr sehen sollte. Zum zweiten Mal hatte mir der Tod jemand, den ich liebte, genommen, doch diesmal war ich getröstet bei dem Gedanken, daß Jesus uns von den Toten auferwecken wird.

Eine noch merkwürdigere Freundschaft entstand in jenem ersten Sommer. Das Dorf war berühmt wegen der Reinheit seiner Luft, und aus diesem Grunde pflegte ein junger Bessarabier — nennen wir ihn Ivan — jeden Sommer hier zu verbringen, da er an Tuberkulose litt. Ivan war ungefähr 30jährig, unverheiratet. Er nahm mich auf Spaziergängen in den Wald mit, lehrte mich Choräle und Bibelverse, und so wurden wir unzertrennliche Freunde. Bald nannte er mich „Ficutza“, was auf rumänisch „kleine Tochter“ bedeutet, und ich nannte ihn Papotschka, auf russisch „kleiner Vater“.

Viele Jahre später sah ich mir einen französischen Film „Sonntage mit Cybelle“ an, der mich lebhaft an unsere Freundschaft erinnerte. In diesem Film nahm die Freundschaft zwischen dem kleinen Mädchen und dem amerikanischen Soldaten ein tragisches Ende, so wie die meine mit Papotschka.

Als 1939 die Russen Bessarabien den Rumänen wegnahmen, war Ivan einer der ersten Christen, die nach Sibirien deportiert wurden. Dort folterte man ihn, und er starb einige Jahre später. Glücklicherweise wußte keiner von uns in jenen frühen, glücklichen Jahren, was das Leben für uns bereit hielt.

Die Sommertage in Vulcan waren auf verschiedene Weise sonnige Tage. Wenn der Herbst sich meldete und wir abreisen mußten, schrieben wir uns gegenseitig lange Briefe. Während eines Sommers erschien Ivan mit einer jungen Frau, welche er als seine Gemahlin vorstellte. Sie war ein schlankes Wesen mit blauen Augen und einem lieblichen Lächeln. Man hätte denken können, daß das kleine Mädchen und die junge Frau aufeinander eifersüchtig sein würden — das Kind, weil es nun die Liebe und Freundschaft Papotschkas zu teilen hatte, und die junge Frau, weil ihr Mann ihr nicht alle Aufmerksamkeit zuteil werden ließ während ihrer Flitterwochen. Merkwürdigerweise wurden beide ebenfalls gute Freunde. Jahre später, als wir wußten, was mit Ivan nach seiner Deportation geschehen war und seine Frau nach Bukarest gezogen war, konnte ich Fedora trösten und ihr soweit es mir möglich war, beistehen.

Als wir im Herbst nach Galatz zurückkehrten, kamen noch einmal Halutzims in die Mission. Dann kam der Winter und mit ihm mein erstes Weihnachtsfest. Irgend etwas Geheimnisvolles ging schon seit Tagen vor sich. Da wir Kinder noch nie ein christliches Weihnachtsfest erlebt hatten, wunderten wir uns, was dies alles zu bedeuten hatte.

Eines Nachmittags wurden uns feine Kleider angezogen, und wir konnten in ein anderes Gebäude der Mission gehen, wo alle Halutzim schon auf uns warteten. Ein kleiner Junge sagte immerzu: „Ich will die Kerzen sehen, ich will die Kerzen sehen.“ Welche Kerzen? — wunderte ich mich.

Wir setzten uns an einen langen Tisch, und nach einem reichlichen Mahl wurde die Türe zum Wohnzimmer geöffnet, und dort stand in der Mitte des Raumes ein riesiger Baum, der mit wunderschönem Zierat und Bildern geschmückt und durch unzählige Kerzen erleuchtet war. Oh, was für ein Wunder! Nie in meinem Leben hatte ich einen solchen Baum erblickt. Das war es also, was der kleine Junge sehen wollte. Kein Wunder, daß er so voller Erwartung war.

Unter dem Baum waren eine Menge Pakete aufgeschichtet, die in farbiges Papier verpackt waren. Herzi las die Weihnachtsbotschaft, wir sangen Choräle und am Schluß verteilten wir die Pakete. Ich war als Engel gekleidet und ging rundherum und übergab allen ihre Geschenke. Die Freude und die Überraschung beim Empfang der Gaben waren in jedem Gesicht deutlich zu lesen. Es war so unerwartet.

Kaum jemand der Anwesenden, außer den Missionaren, wußte, was ein Weihnachtsfest war — besonders die Halutzim aus Polen hatten ganz andere Erfahrungen gemacht, wenn christliche Feste gefeiert wurden. Diese Tage bedeuteten für die Juden Schläge und Verfolgung. Obwohl ich keine solch traurigen Erfahrungen gemacht hatte, hatte ich auch noch nie an einer so großen Freude teilgenommen. Und zur Krönung dieses wundervollen Abends erhielt ich mein eigenes, höchst kost-

bares Geschenk, ein neues Testament, und sie versprachen mir eine ganze Bibel zu geben, wenn ich es bis zum nächsten Weihnachtsfest fertig gelesen hätte. Beim nächsten Weihnachtsfest erhielt ich dann meine allererste Bibel.

Die Hauptarbeit der Israelmission, die damals keinen Mann unter den Mitarbeiterinnen hatte, wurde von Frauen und Kindern geleistet. So fand ich eine andere Freundin. Lina Poliakoff war die Nichte der ersten Bekehrten in Galatz, wir nannten sie Tante Dora. Tante Dora war meine Lehrerin, und jetzt unterrichtete sie auch Lina. Lina war aus Bessarabien, wahrscheinlich wurde sie deportiert oder gar getötet, als die Deutschen 1940 dort einmarschierten. Wir hörten nachher nie mehr etwas von ihr oder von ihrer Familie, wie auch von vielen andern jüdischen und judenchristlichen Freunden nicht.

Mit der Zeit wurden viele andere Mädchen und auch einige Knaben durch die Mission hergebracht, so daß wir eine große Familie wurden. Schwester Olga waren alle praktischen Angelegenheiten anvertraut, und sie war wie eine Mutter zu uns.

Rachel und Haim verließen die Mission nach wenigen Jahren und lebten mit meinem Vater zusammen. Ich besuchte sie oft, oder Vater kam zu mir. Die Sonntage wurden mit besonderer Ungeduld erwartet. Vater ging dann mit uns spazieren, und ich war immer bevorzugt, ihm eine Hand zu geben. Die beiden andern mußten mit der zweiten Hand vorlieb nehmen. Ich erinnere mich noch, seine warmen Finger zu spüren, die meine Hand umschlossen hielten. Er liebte uns sehr, und wir liebten ihn ebenfalls. Das einzige, was ihn traurig machte war, daß ich von Jesus sprach.

Mein Lieblingsspaziergang am Sonntag war zu einem öffentlichen Park, wo viele wunderbare Blumen waren, hauptsächlich Stiefmütterchen, die ich am liebsten hatte. Öfters schlüpfte ich fort, um zu den Blumen zu sprechen, aber ich mußte vorsichtig sein, damit mich niemand entdeckte, da ich wußte, daß sie mich auslachen würden. Wenn Vater es sich leisten konnte, kaufte er uns Süßigkeiten und Kuchen oder nahm uns mit ins Kino. War er arbeitslos, so wanderten wir einfach. Er war ein Förster, und wenn er Arbeit hatte, verdiente er gut, und dann überschüttete er uns mit Gaben.

Das Missionshaus gehörte zwei in Griechenland geborenen Damen, den Fräulein Curatos, bei welchen Herzi Englischstunden nahm. Eines Abends, als sie zur Stunde gehen sollte, hatte sie plötzlich starke Kopfschmerzen und sandte Haim, der damals noch in der Mission war, mit einer Notiz der Entschuldigung hinüber.

Wir gingen an diesem Abend alle früh zu Bett, aber am nächsten Morgen waren wir entsetzt, als der Briefträger, der selbst einen Schock erlitten hatte, uns berichten kam, daß er die Damen und ihre Dienerinnen alle tot aufgefunden hatte. Schwester Olga und Rachel rannten zum Haus hinüber, wo sich ihnen ein fürchterlicher Anblick bot. Die zwei Schwestern lagen ermordet im Wohnzimmer, und die beiden Dienstmädchen lagen in einer Blutlache in der Küche. Später entdeckte man, daß der Liebhaber eines der Mädchen gekommen war, um das Haus zu berauben.

Wilde Gerüchte verbreiteten sich durch die Stadt, und die Berichte erreichten auch meinen Vater, daß einige Lehrer der Mission, sowie Kinder

ermordet worden seien. Lina und ich schauten zum Fenster hinaus, nicht recht wissend, was passiert war, und hatten den strikten Befehl, die Türe keinem Fremden zu öffnen, als ich plötzlich Vater wie einen Verrückten gegen das Haus rennen sah. Als ich ihm die Tür öffnete, konnte er vor Freude kaum sprechen, daß wir alle noch am Leben waren. Ich glaube, es rührte von diesem Schreck her, daß er einen Herzanfall bekam, an dessen Folgen er bis zu seinem Tode zu leiden hatte.

Eines Tages erschien Vater mit einer Dame und fragte mich, was ich von ihr als Mutter halte. Ich antwortete offen, daß mir dies gar nicht passen würde, besonders weil ich in der Zwischenzeit Schwester Olga so ins Herz geschlossen habe, daß ich mir keine andere als sie in dieser Rolle vorstellen könnte. Ob nun meine Reaktion irgend etwas damit zu tun hatte, weiß ich nicht, aber er heiratete nie wieder.

Schwester Olga erzeigte mir alle Liebe und Zärtlichkeit, die eine Mutter geben kann. Wenn ich krank war, pflegte sie mich mit Hingabe. Ihre Liebe umgab mich Tag und Nacht, und sie brachte ständig Opfer für mich. Ich erinnere mich noch besonders an einen Sommer in Vulcan. Wir waren auf einem Ausflug, als jemand den Vorschlag machte, daß wir alle einen Berg besteigen sollten. Alle sollten teilnehmen, Erwachsene und Kinder. Jedermann außer mir. Ich war nicht stark genug für eine solche Anstrengung. Schwester Olga erklärte sich freiwillig bereit, zurückzubleiben und mir Gesellschaft zu leisten. Ich bin mir erst heute bewußt, was dies für sie bedeutet haben muß, da sie aus einem Gebirgsland stammte. Aber statt sich mit den andern zu freuen, weilte sie bei mir, er-

zählte mir Geschichten und erfand Spiele, um die Zeit zu vertreiben.

In einem andern Sommer sammelte ich im Wald Pilze, als ich über einen Stein stolperte und eine böse Schramme bekam. Es mußte ein vergifteter Pilz darunter gewesen sein, da ich eine Blutvergiftung bekam; der Doktor konnte nicht garantieren, daß ich am Leben bleiben würde. Schwester Olga sandte meinem Vater ein Telegramm und wachte Tag und Nacht bei mir, bis die Gefahr vorüber war. Eines Nachts, als sie neben mir schlief, fühlte ich eine fremde Macht in meinem Körper, und am nächsten Tag erfolgte die Wende vom Tod zum Leben. Ich bin fest von der Realität dieser Macht überzeugt. Kein Wunder, daß ich sie wie meine eigene Mutter liebte, so daß ich sie eines Tages bat, daß ich sie Mami nennen dürfe, und dies ist sie für mich bis heute geblieben.

Mami lebt heute in Israel. Als sie Rumänien verlassen mußte, bat sie die Mission, nach Israel versetzt zu werden, wo so viele ihrer „Kinder“ leben. Es ist mehr als wahr, was Jesaja im 54. Kapitel Vers 1 sagt: „Die Einsame hat mehr Kinder, als die den Mann hat.“ Mami war eine Inspiration und ein Beispiel von Hingebung und Liebe für viele junge Menschen, die heute in der ganzen Welt verstreut sind.

Eines Sommers in Vulcan, während ich bei einem Nachmittagstee in Miß Galkas Haus weilte, wurde ich einem jungen Soldaten vorgestellt. Er war groß und hübsch und sehr höflich — so höflich, daß er sogar meine Hand küßte. In diesem Moment hörte mein Herz zu schlagen auf. Dann machte es einen Sprung und fing an auf Hochtouren zu laufen, wie ich es vorher noch nie erfahren

hatte. Ich war verliebt. Dieser junge Mann sollte ein großer Missionar und ein Segen für viele werden. Sein Name war Isac Feinstein. Durch ihn kam viele Jahre später ein anderer großer Missionar zum lebendigen Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus — Richard Wurmbrand.

Isac Feinstein wurde bekehrt durch die kirchliche Judenmission, einer englischen Mission, welche in Bukarest arbeitete. Nachdem er seinen Militärdienst beendet hatte, wurde er reisender Kaufmann, und seine Reisen brachten ihn oft nach Galatz. Sooft er in der Mission war, widerhallte das Haus von seinem frohen Lachen, und er hatte immer kleine Überraschungen für uns Kinder.

Ich beobachtete, daß Herzi und Mami längere Gespräche mit ihm hatten und erfuhr später, daß diese ihm durch die Israelmission angeboten hatten, eine Missionsschule zu besuchen, um nachher mit der Mission zu arbeiten. Einmal zu Ostern kam er mit seiner Braut, einer Schweizer Lehrerin an einer der C.M.J.-Englischschulen in Bukarest, auf einen Urlaub. So hatte ich meine erste Liebe zu begraben. Es tat etwas weh, aber niemand ahnte meinen Schmerz.

Nach ihrer Vermählung ging das junge Paar nach Warschau zur Ausbildung. Ich glaube, daß das Geld, welches dafür aufgewendet wurde, die beste Investition war, welche die Israelmissionen je gemacht hatten. Feinstein war nicht nur ein großer Missionar, sondern er war auch eine Quelle der Inspiration für alle, die mit ihm zusammenkamen. Er hatte einen wunderbaren Sinn für Humor, wodurch er ein köstlicher Gefährte bei Ge-

sellschaftsanlässen und anderen sozialen Zusammenkünften war. Aber seine größte Gabe war seine unvergeßliche Art, die christlichen Wahrheiten zu lehren.

Ein Jungbekehrter fragte ihn einst: „Was meint die Bibel mit der Hochmutssünde?“

Feinstein antwortete ihm: „Hör auf, du Idiot, solch törichte Fragen zu stellen.“

Der junge Mann war ärgerlich. Feinstein sagte ihm darauf lächelnd: „Gut, nun weißt du, was Hochmut ist. Es bedeutet, sich zu ärgern, wenn jemand uns verleumdet.“

Als ein anderer ihn fragte, was die „äußerste Finsternis“, von welcher Jesus redet, sei, zündete er eine Kerze an, blies sie aus und zündete sie wieder an. Der Fragesteller verstand sofort. Gott ist Licht. Gott ist überall. Deshalb kann überall nur Licht sein. Finsternis ist ein Platz, wo jemand bewußt das Licht ausgeblasen hat. Ein Mensch kann es wieder anzünden, aber eines Tages wird Gott alle Zündhölzer wegnehmen. Wir müssen das Licht anzünden, solange wir noch im Besitz der Zündhölzer sind.

Ich erinnere mich an eine Erzählung, die er aus dem Buch Aesop nahm. Ein Pferd und ein Esel, beide schwer beladen, gingen hinter ihrem Meister. Der Esel bat seinen Gefährten, ihn von seiner Last zu befreien, wenn auch nur für eine kurze Zeit, da er sonst tot hin falle. Das Pferd verweigerte den Dienst, und der Esel starb unter seiner Last. Darauf legte der Meister die ganze Last auf das Pferd. „Gut“, dachte das Pferd, „dies ist die verdiente Strafe für meine schlechte Gesinnung, als ich meinem Bruder helfen sollte in seinem Elend.“

Diese Geschichte kommt mir oft in den Sinn, wenn ich an die Gleichgültigkeit der Christen und Juden in der freien Welt denke, ihren Brüdern gegenüber, die durch die kommunistischen Verfolgungen ermattet sind. Sind sie wohl stark genug, die ganze Last allein zu tragen? Wir können schon eine Totenmesse für die Kirche in China singen sowie für die Kirche im Sudan. Und lassen wir auch die Christenheit in Osteuropa aussterben?

3 Norwegen und England

Als ich älter wurde und mein Glaube wuchs, sehnte ich mich, getauft zu werden. Aber ich wagte es nicht, auch nur ein Wort darüber zu meiner Familie zu sagen.

Ein anderes Streben, das ebenfalls unerreichbar schien, war, nach Norwegen zur Schule zu gehen. Der Antisemitismus war reif in Rumänien, und wir Judenkinder litten soviel darunter wie die Erwachsenen. Mami und Herzi hatten versprochen, die Ausgaben für die Reise nach Norwegen zu bezahlen, wenn mein Vater die Einwilligung geben würde, aber er weigerte sich, mich so weit weggehen zu lassen. So enttäuscht ich auch darüber war, so konnte ich doch seinen Standpunkt verstehen und bestand nicht weiter darauf.

Ich war auf mein Examen durch Tante Dora vorbereitet worden und hatte in allen Fächern ausgezeichnete Noten, außer im Rechnen, für welches Fach die Resultate noch nicht durchgekommen waren. Wir gingen für den Sommer nach Vulcan, und als wir im Herbst nach Hause zurückkamen, hatte ich immer noch nichts gehört. Aber

dann fiel der Schlag. Ich war durchgefallen — und die Note, die ich erhalten hatte, war so schlecht, daß ich die Prüfung nicht wiederholen konnte, sondern ein ganzes Jahr verlieren sollte.

Ich war nicht die glänzendste Schülerin, wenn es zum Rechnen kam, aber ich wußte auch, daß der wahre Grund für dieses Unglück darin zu suchen war, daß ich einen jüdischen Namen trug und derjenige, der unsere Papiere zu prüfen hatte, war als größter Judengegner in Galatz bekannt. Das Resultat meiner mündlichen Prüfung war gut, so mußte er mir eine schlechte Note für die schriftliche Arbeit gegeben haben, um mir die Möglichkeit der Fortsetzung der Schulstudien zu rauben.

Ich war untröstlich. Mein Vater hatte gehofft, daß wenigstens eines seiner Kinder eine höhere Schulbildung habe, und obwohl Haim eine sehr gute Auffassungsgabe besaß, lag ihm nichts an der Schule. Nun verstand er, was es für mich bedeutete und willigte ein, daß ich gehen sollte.

Da sowohl für Mami als auch für Herzi ein Heimaturlaub fällig war, wurde es so eingerichtet, daß ich mit ihnen reisen sollte. Die Tage flogen dahin, und es blieb mir keine Zeit darüber nachzudenken, was diese Reise eigentlich bedeutete. Daß ich meinen Vater, Schwester und Bruder für viele Jahre nicht mehr sehen könnte, kam mir nicht einmal zum Bewußtsein. Hätte ich dies wahrgenommen, hätte ich mich vielleicht anders entschieden. Acht lange Jahre sollten vergehen, ehe ich sie wieder sah. Mami und Herzi kamen während meines Aufenthaltes nach Norwegen zurück, aber jedesmal, wenn sie uns verließen, war ich krank vor Heimweh nach ihnen und meiner Familie, sowie nach meiner Heimat, der Mission in Galatz.

Auf unserem Weg nach Norwegen in jenem Sommer 1928 wohnten wir einem Kongreß der Internationalen christlichen Juden-Allianz in Hamburg bei, deren Zweck es ist, gläubige Juden als Zeugen für die Juden heranzubilden.

Juden in der Diaspora, welche konvertieren, neigen dazu, sich mit der Nation zu vermischen, in der sie leben, wenigstens in der zweiten Generation, da sie oft Nichtjuden heiraten. Manche davon sind sehr feine Christen, aber obwohl sie manchmal Zeugen für Christus an Juden sind, gehen sie doch dem Judentum verloren. Unsere Leute werfen uns vor, daß wir, wenn wir Christen werden, der jüdischen Nation verloren gehen, was auch sehr oft wahr ist. Dies geschah auch mit den ersten Christen. Im Anfang waren sie alle Juden, aber die, die nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. übrigblieben, wurden nach und nach von den sich ausbreitenden Kirchen anderer Nationen aufgesogen.

Die Hebräisch-Christliche Allianz ist vielleicht ein romantischer Versuch, Judenchristen als Juden zu erhalten und sie gegen den Antisemitismus und antichristliche Vorurteile zu verteidigen. Die größte Hoffnung dieser Organisation besteht darin, eine hebräisch-christliche Kirche in Israel selbst zu gründen.

Der Hamburger Kongreß gab mir einen ersten Einblick in diese weltweite Gemeinschaft von Judenchristen, und, so jung ich auch war, fand ich dies sofort anregend. An dieser Konferenz waren mehrere junge Männer und Frauen, von denen ich damals wenig Notiz nahm, und die sicherlich auch einem kleinen 14jährigen Mädchen keine große Aufmerksamkeit schenkten. Unter ihnen waren

der heutige Executive Secretary, Rev. Harcourt Samuel, Mr. Jacob Pelz, der später Sekretär in Amerika wurde, und Sir Louis Levinson, erster Präsident der I.H.C.A. Viele Jahre später wurde ich als Mitglied in den Vorstand der I.H.C.A. gewählt und konnte durch diese Allianz hebräischen Christen hinter dem Eisernen Vorhang helfen. Die I.H.C.A. war ein Instrument, um den Wurmbrands die Freigabe nach dem Westen zu ermöglichen. Ich mußte oft über Gottes wunderbare Zeitbestimmung staunen. Wir treffen jemand, den wir nie wieder sehen zu können glauben, und in einem späteren Zeitpunkt wird diese Person uns oder andern zur großen Hilfe gereichen.

Wir kamen Ende Juli in Norwegen an. Es war ein wunderbares Erlebnis für mich. Das Land war so wunderschön, die Leute so freundlich und das Wetter so kühl!

Aber das größte und wunderbarste, was mir zuteil wurde, war meine Taufe. Eines Sonntags spät im August blieb eine kleine Gruppe nach dem Hauptgottesdienst zurück, und in ihrer Gegenwart gab ich Gott mein Versprechen, daß ich ihm treu bleiben wolle durch meinen Retter *Jesus Christus*.

Den Pastor, der mich taufte, hatte ich schon in Rumänien gekannt. Zwei Jahre vorher hatte er die Mission besucht, und wir waren gute Freunde geworden. Martin Wiig war ein sehr lieber Mann, den ich nie vergessen werde. Ich stehe immer noch in inniger Verbindung mit seiner Familie durch meine Freundschaft mit seinem jüngsten Sohn Sven. Als ich mich nach dem Krieg entschloß, Rumänien zu verlassen und nach Norwegen zurückzukehren, war es dieser Sven, der mir half, die benötigten Papiere zu beschaffen. Während der mehr

als 20 Jahre, die ich in Norwegen verbrachte, hat er sowie seine Frau und Kinder mir immer wieder die richtige Bedeutung wahrer Freundschaft gezeigt. Ich betrachte sie als meine „Familie“ in Norwegen.

In Oslo wurde es so eingerichtet, daß ich zusammen mit Margrit Berg, einer früheren Missionarin in Galatz, wohnte; sie war eine der Damen, welche uns am ersten Tag in der Mission empfangen hatte. Miß Berg stand jetzt der Home Mission der Israelmissionen vor. Sie half mir im Norwegischen, so daß ich bereits nach einem Monat verstehen konnte, was in meiner Klasse in der Privatschule vorging, die ich besuchte. Es war für mich nicht leicht, und ich mußte harte Arbeit verrichten, um mein Examen bestehen zu können, aber ich wußte wenigstens, daß ich niemals mehr durchfallen konnte, nur weil ich Jüdin war. Ich hatte viel von Demokratie gehört, aber ich erfuhr erst jetzt, was dies bedeutete.

Ich ging gerne zur Schule und erwarb viele Freunde, sowohl dort als auch in der Mission. Unglücklicherweise wurde ich im Winter 1929 infolge von Heimweh, harter Arbeit, täglichem langem Schulweg und dem kalten Wetter sehr krank und verlor ein ganzes Schuljahr.

Ich kam für mehrere Monate in ein Pflegeheim, und als ich von dort entlassen wurde, konnte ich mich nicht mehr mit dem Gedanken vertraut machen, in die Mission zurückzukehren. Das Haus war dunkel, hatte keinen Garten — wie sehr vermißte ich unseren wunderbaren Garten in Galatz — und daneben verstand ich mich nicht mehr gut mit Miß Berg. Sie hatte ihre eigenen Ideen, wie junge Leute sich benehmen sollten, wie ich dies

über ältere Leute hatte. Ich hatte eine Freundin namens Frieda, eine Stieftochter Herzis, die in Hammar lebte, einer Stadt nicht weit von Oslo. Sie war Distriktkrankenpflegerin und hatte eine Wohnung im Hause eines älteren Pastors. Sie lud mich ein, unter Teilung der Unkosten, mit ihr zusammen zu leben. Ich war bei diesem Arrangement viel glücklicher. Frieda war nur 15 Jahre älter als ich, und wir wurden enge Freundinnen.

Zu gegebener Zeit bestand ich mein Examen und kehrte im Herbst 1931 nach Oslo zurück, um die Mittelschule zu besuchen. Hier wohnte ich in einem Heim mit vielen andern jungen Mädchen. Es war dies die einzige christliche private Mittelschule in Norwegen zu jener Zeit. In meiner Klasse waren 16 junge Männer, die alle bestimmt waren, als Missionare nach China zu gehen. Diese Jungen beeindruckten mich tief durch die Qualität ihrer Lebensweise, obwohl ich selbst nie den Drang verspürte, Missionarin zu werden.

Zwei glückliche Jahre vergingen. Ich war daran gewöhnt, selbständig zu sein, machte gute Fortschritte in der Schule und hatte rosige Träume für die Zukunft. Ich hatte meine Immatrikulation hinter mir und konnte auf die Universität gehen. Ich beabsichtigte, Medizin zu studieren und als Doktor nach Hause zurückzukehren, um eine Klinik in Galatz zu eröffnen.

Aber eines Tages erhielt ich einen schweren Schlag. Mein Anwalt, der meine Geldangelegenheiten verwaltete, starb plötzlich, und es wurde mir gesagt, daß er mein Geld unterschlagen hatte. Ich war niedergeschlagen, konnte aber nichts dagegen tun. Meine Hoffnungen auf eine medizinische Laufbahn mußte ich aufgeben, und ich lernte im

darauffolgenden Jahr Stenographie und Maschinschreiben und nahm einen Bibelkurs in Oslo.

In der Zwischenzeit wurden Pläne gemacht, mich in das Missionary Training College in London nach Redcliffe zu senden, um mein Englisch zu vervollständigen. Im Sommer 1934 verließ ich Oslo über Bergen, wo ich ein Schiff nach England nahm.

An der Charing Cross Station in London verpaßte ich die Dame, die mich nach Redcliffe bringen sollte. So kam ich dort erst sehr spät an, war sehr müde und sehr scheu. Ich wurde durch Miß Naish empfangen, die zu derselben Zeit Hilfsvorsteherin war und mich den andern Studenten vorstellte, die meisten britischer Herkunft, aber auch einige Ausländer.

Das Collegegebäude stand in einem großen Garten, welcher mir sofort ein Gefühl von Daheim gab. Die Räume waren freundlich, und alles schien in bester Ordnung. Aber die ersten Mahlzeiten bedeuteten eine große Umstellung für mich. Die Gewohnheiten waren so verschieden von allem, was ich bisher gewöhnt war. Jedermann saß so steif wie ein Feuerhaken am Tisch. Man durfte nicht einmal nach dem Salz fragen, wenn man solches wünschte, und eine zweite Portion zu verlangen galt als ein Verbrechen, welches ich oft beging. Da ich keine Engländerin war, trank ich meinen Tee ohne Milch und Zucker, und die andern lachten mich deshalb aus.

Ich konnte den englischen Humor nicht verstehen. Wenn eines der englischen Mädchen einen Spaß machte, wußte ich nie, ob es Ernst war oder nicht. Auf der andern Seite fanden diese es wieder

schwer, mich zu verstehen. Und da bestand immer die Gefahr, jemand von ihnen zu beleidigen.

„Ihr Engländer“, konnte ich ausrufen, wenn irgend etwas mir als besonders lächerlich vorkam, und sie protestierten darauf entrüstet. Allmählich entdeckte ich, daß einige aus Wales, Irland oder Schottland waren — und dies reinigte die Luft zwischen uns. Menschen vom Kontinent sind sich nicht bewußt, wie ernst diese Differenzen in England genommen werden.

Aber alle diese Dinge waren nur Kleinigkeiten im Vergleich zu dem strengen täglichen Programm. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht war fast jeder Moment ausgefüllt. Am Samstag hatten wir einen freien Tag, und sobald es 10 Uhr war und ich meine Hausarbeiten beendet hatte, war ich fort wie ein Pfeil. Gewöhnlich ging ich „sight-seeing“, und am Ende kannte ich London besser als viele Engländerinnen. Manchmal war ich bei englischen Freunden eingeladen; es war sehr interessant, ein englisches Heim zu besuchen, aber die Etikette war so verschieden von der unsern, daß ich mich oft nicht recht freuen konnte aus Furcht, einen gesellschaftlichen Fehler zu begehen.

Es half mir nicht viel, am Samstagabend todmüde heimzukommen, weil der Sonntag der strengste Tag von allen war. Bevor wir zur Kirche gingen, hatte jedes von uns eine Sonntagsschulklasse. Nach dem Lunch hatten wir im Freien Zusammenkünfte, und am Abend gingen wir nochmals zur Kirche oder zu einer Zusammenkunft, wo einige der Studenten reden mußten.

Die meisten Mädchen fanden das Leben im College sehr schwer. Manche gaben schon nach

einem Semester auf, andere nach zwei Semestern. Nur ganz wenige hielten zwei volle Jahre durch. Ursprünglich war es beschlossen, daß ich für ein Jahr bleiben sollte. Dies war alles, was Mami und Herzi ausgeben konnten. Aber obwohl ich die Disziplin mehr als streng empfand, fühlte ich doch, daß es mich charakterfest machte und daß ich auch Gott besser verstehen lernte. Ich fragte Ihn, ob er es ermögliche, daß ich ein zweites Jahr hier bleiben könnte, obwohl ich keinen Ruf erhalten hatte, Missionarin zu werden.

ER fand es nötig, meinen Glauben zu prüfen. Mein Schulgeld war noch nicht angekommen, als das Sommersemester vorüber war, und ich war bereit, nach Hause zu fahren. Aber trotz allem entschied ich mich, im Glauben hier zu bleiben, und so nahm ich während der Ferien die Stelle eines Kindermädchens an und kehrte im Herbst nach Redcliffe zurück.

Das Geld, das ich auf meiner Stelle verdient hatte, verwendete ich fast vollständig für Marken und Kirchenkollekten. Mit der Zeit ging mein Geld zu Ende, und nun mußte ich für jeden Pfennig dem Herrn vertrauen. Wenn ich zur Kirche ging und nichts einzulegen hatte, würden dies meine Mitschüler bemerken. Aber der Herr versorgte mich immer. Eines Sonntags war ich in Verzweiflung, da meine Tasche ganz leer war. Auf dem Weg zur Kirche sah ich am Boden etwas glänzen. Es war ein Sixpence. Wieder einmal war ich aus der Verlegenheit gerettet.

Wenn wir während der Woche zu einer Zusammenkunft gehen wollten, mußten wir die Erlaubnis einholen. Da war eine Zusammenkunft, von

welcher ich fühlte, daß der Herr mich dort haben wollte. Ich hatte aber kein Fahrgeld, und auf dem Weg zur Untergrundbahn wunderte ich mich, was geschehen werde, wenn der Herr nicht das Fahrgeld schicken würde. Ich würde natürlich an Ansehen einbüßen, wenn ich ins College zurückkehren würde. Aber als ich die Untergrundbahn betrat, traf ich eine Bekannte, die mich fragte, ob ich mein Billett schon gelöst habe.

Über Ostern blieb ich im College und half beim Reinigen. Miß Miall, die Vorsteherin, bat mich, eine Besorgung zu machen, und auf dem Rückweg sah ich in einem Schaufenster viele Oster Eier. Mir lief das Wasser im Mund zusammen, und mein ganzer Körper hungerte nach Schokolade. Niemals vorher oder nachher habe ich eine solche Versuchung durchlebt, etwas zu kaufen, um meinen Appetit zu befriedigen. Aber ich wußte auch, daß ich jeden Pfennig für Wichtigeres sparen mußte. Bei meiner Rückkehr in Redcliffe händigte mir Miß Miall ein Paket aus. Es enthielt ein ganzes Pfund herrlicher Schokolade!

Was wir Studentinnen am meisten fürchteten, waren die privaten Unterhaltungen — welche als P.I.'s bekannt waren — mit Miß Miall. Sie war eine höchst liebenswerte Person, aber sehr, sehr streng, die uns auf „Herz und Nieren“ prüfen konnte, und uns auf alle Fehler aufmerksam machte, aber uns gleichzeitig auch zeigte, welchen Weg wir gehen sollten. Ich mußte eine der schwierigsten Schülerinnen gewesen sein, die das College je hatte, da ich sehr viele P.I.'s hatte — mehrere in einem Semester. Ich kannte ein Mädchen, die nicht mehr als eine Handvoll während der ganzen zwei Jahre hatte.

Wir mußten Uniformen tragen — marineblau mit weißen gestärkten Kragen und schreckliche Hüte. Und wehe uns, wenn wir jemals auf einem Spaziergang unsere Handschuhe vergaßen. Sogar wenn wir ins Schwimmbad gingen, mußten wir Handschuhe tragen.

Wir sollten jeden Tag eine Stunde laufen — es mußten genau 60 Minuten sein. Falls wir nur 58 Minuten gelaufen waren, mußten wir uns bei Miß Miall entschuldigen.

Eines der schwierigsten Dinge war, daß es für uns absolut verboten war, krank zu sein. Was nun mich anbetraf, so mußte ich mehrere Male einen Tag oder einige Stunden aussetzen, aber es wurde mir gezeigt, daß dies eine große Schande war.

Als ich mehr als 30 Jahre später Redcliffe wieder besuchte, hatte sich vieles sehr geändert. Das erste, was mir auffiel, war, daß die Studentinnen keine Uniformen mehr trugen — obwohl es nicht Samstag war. Sobald Miß Naish Vorsteherin wurde, schaffte sie die Uniform ab. Die Räume wurden bequem eingerichtet, und es gab mehr Platz für die Studentinnen. Beim Treppenabsatz war sogar ein kleiner Medizinschrank für diejenigen, die sich nicht wohl fühlten.

Aber das Wichtigste, welches in Redcliffe unverändert blieb, seitdem ich als Studentin in Redcliffe war, ist, daß Missionare im wahren Gottesgeist ausgebildet werden, indem dort die Bibel gelehrt und Disziplin geübt wird, um mit allen Arten von Menschen auszukommen. Ich war immer sehr dankbar zu Gott und allen, die mir halfen zu diesem Training, so anstrengend es auch zu jener Zeit war.

4 Bukarest

Endlich konnte ich heimkehren. Oh, welche Freude, meine Familie wiederzusehen, das alte Tor quietschen zu hören und wieder im Garten zu arbeiten!

Allerdings fand ich es sehr schwierig, nach acht Jahren der Trennung die Fäden wieder aufzunehmen. Vater war immer noch derselbe, aber Rachel und Haim waren gleich wie ich erwachsen, und wir hatten in solch verschiedener Umgebung gelebt, was uns allen bestimmte Merkmale hinterlassen hatte; Haim hatte gerade seinen Militärdienst begonnen, und Rachel, welche inzwischen geheiratet hatte, erwartete ihr erstes Kind und war bereits geschieden. Es verging einige Zeit, bis wir uns innerlich wiedergefunden hatten.

Bei der Mission schien sich auch alles geändert zu haben. Hier waren die Änderungen sehr zum Besten. Die Familie Feinstein war in einem der Stockwerke eingezogen, und das Gebäude war erfüllt vom Lachen der jungen Leute. Menschen kamen und gingen fortwährend. Es gab mindestens zwei Gottesdienste jeden Sonntag in der Empfangshalle, welche aus zwei Klassenzimmern errichtet wurde, da die Schule aufgelöst worden war. Feinstein war ein ausgezeichnete Prediger; er hatte eine wunderschöne Stimme und sang ab und zu Duette mit seiner Frau, welche auch die Orgel spielte. Die „Ebenezer-Halle“ war immer bis zum letzten Platz gefüllt und an jüdischen Herbst-Feiertagen standen viele Leute auch noch im Hof.

Während früher die Mission von Frauen und Kindern besucht worden war, kamen nun auch viele Männer. Die Neubekehrten wurden durch

Feinstein getauft. Er selbst gehörte zu den Brüdern, und die Mission war Lutherisch, aber ich habe nie ein Wort von Disharmonie zwischen Mami und Herzi und ihm gehört.

Mehrere kleine Räume wurden geöffnet, um eine große Halle zu erhalten, welche als „Ping-Pong“ bekannt war, wo die jungen Leute spielen konnten und Gesellschaften der ganzen Gemeinde an Weihnachten und Ostern und bei anderen bedeutenden Gelegenheiten, wie z. B. Herzis 70. Geburtstag gefeiert wurden. Die Halle wurde auch für Abendkurse in Englisch benützt, welche von Mrs. Feinstein und Herzi geleitet wurden. Die Mansarde in einem der Gebäude war in Gästezimmer verwandelt worden und da war ein ständiger Strom von Gästen aus anderen Städten und dem Ausland.

Eine weitere Neuerung war die Veröffentlichung einer christlichen Zeitschrift „Prietenul“ (Der Freund), welcher kurz darauf eine zweite folgte, „Prietenul Copiilor“ (Der Kinderfreund). Diese wurden von Feinstein herausgegeben. Er hatte auch ein Sommerlager für junge Burschen und Mädchen in Vulcan gegründet. Die Mädchen, welche in der Mission lebten, machten die Reinigungsarbeiten, Mami und Tante Dora schauten nach der Küche, während Feinstein und Mr. H.L. Ellison von der Church Mission der Juden die Bibelstudien und Gebetsandachten leiteten.

Durch diese Lager bekehrten sich mehrere junge Männer und wurden getauft. Die Bekehrungen hatten aber auch eine andere Seite — sie verschafften einigen jungen Mädchen in der Mission Ehegatten. Es gibt einen Vers im Talmud, in welchem

ein Rabbiner sagt: „In 6 Tagen schuf Gott Himmel und Erde. Am 7. Tag ruhte er. Was hat er seither getan?“ Ein anderer Rabbiner erwidert: „Heiraten gestiftet.“ Er braucht manchmal die Kirchen und Missionen für diesen Zweck!

Nach einer längeren Ruhepause und Ferien in Vulcan mußte ich mich entschließen, was ich für meinen Lebensunterhalt tun wolle. Es wurde mir angeboten, als Englischlehrerin in der Missions-Abendschule zu arbeiten und deren Kurse zu erweitern. Dies lockte mich sehr, und ich war schon entschlossen dies anzunehmen, als ich entdeckte, daß eine Bedingung an das Angebot gebunden war: Ich durfte weder in der Mission leben noch in meines Vaters Haus.

Da ich bereits zwei Wohnstellen in Galatz hatte, war es für mich nicht annehmbar, ein drittes für mich selbst zu finden und zusammen mit Fremden ein Zimmer zu mieten. Mami und Herzi waren enttäuscht, und Feinstejn war sehr verärgert. Es war seine Idee gewesen, und Stellen dieser Art waren nicht leicht erhältlich, wenn man die Leute nicht kannte. Feinstejn hatte wohl Geschäftsbeziehungen, und ich glaubte, daß es für ihn ein Leichtes wäre, mir bei meiner Suche zu helfen, da ich eine gute Erziehung hatte. Aber er riet mir, eine Stelle als Gouvernante anzunehmen. So wurde ich Gouvernante. Dies war nicht gerade die Erfüllung meiner Wünsche; aber im Augenblick hatte ich keine andere Wahl.

Ich gab ein Inserat in der Zeitung auf. Zu dieser Zeit waren viele reiche englische Familien in Rumänien, welche für Ölgesellschaften arbeiteten. Eine dieser Familien antwortete auf mein Inserat

und bot mir eine Stelle an. Der Mann war Engländer, die Frau Rumänin, die Tochter eines Generals.

Bei der Unterredung sagte ich ihr, daß ich eine Judenchristin war.

„Ich habe nichts gegen die Juden“, versicherte sie mir, und fuhr fort zu sagen, daß sie glücklich sei, daß ich auch eine Christin war, da ich in diesem Fall den Kindern auch Religionsunterricht geben könne.

Sie lebten auf dem Land, nahe Ploesti, in einem prächtigen Haus, wo ich wie ein Familienglied behandelt wurde. Sie hatten zwei herzige Mädchen, mit denen ich sehr gut auskam. Ich dachte zwar, daß sie ziemlich kränklich aussahen, als ich zu ihnen kam, und so änderte ich ihre Ernährungsweise, was bald zur Besserung ihrer Gesundheit beitrug. Mit der Zeit wurde mir immer mehr Verantwortung im Hause übertragen. Wenn die Familie für einige Tage verreiste, wurden mir die Schlüssel übergeben sowie die Überwachung der Dienstmädchen übertragen. Die einzige Person, die mich offensichtlich nicht liebte, war Mrs. Horns Mutter, die mit ihnen zusammenlebte und auf mich und die Kinder eifersüchtig zu sein schien. Obwohl ich alles versuchte, um sie zu beruhigen, schien sie doch daran Freude zu haben, mir das Leben schwer zu machen.

Aber eines Tages im Jahre 1938 änderte sich alles. Eine neue antijüdische Regierung wurde gewählt. Die Atmosphäre im Haus wurde gespannt und unerträglich, und schließlich konnte ich nicht einmal mehr auf die Straße gehen, ohne daß die Leute hinter mir nachriefen, „dreckige Jüdin“. Das Dienstmädchen hörte auf, mein Zimmer zu

reinigen und Mrs. Horn tat nichts, sie zu tadeln. Die Kinder, welche das nicht verstanden, ahnten immerhin, daß etwas Ungewöhnliches vor sich ging, und nützten die Lage aus. Sobald ich sie zu Bett gebracht hatte, zog ich mich auf mein Zimmer zurück, anstatt mit der Familie im Wohnzimmer zu sitzen. Aber als eines Tages Mrs. Horn mich „dreckige Jüdin“ nannte, erwiderte ich: „Ich nehme an, daß Sie die Dienste einer dreckigen Jüdin nicht länger benötigen“, und kündigte.

Ehe ein Monat vorüber war, wurde die Regierung durch ein freieres Regime gestürzt, und fast über Nacht schien es, daß sich die Atmosphäre geändert hatte. Die Kinder waren gehorsam und die Dienstmädchen höflich. Mr. Horn, der als einziger die ganze Zeit über freundlich geblieben war, ersuchte mich, weiter hier zu bleiben, aber seine Frau weigerte sich, sich für die Beleidigung zu entschuldigen, und so ging ich.

Ich zog nach Bukarest, wo ich eine Stelle in einer jüdischen Familie erhielt und anfang, in meiner Freizeit Englischstunden zu geben. Bald hatte ich so viele Schüler, daß ich ins C.M.J.-Heim für ausländische Lehrer umzog. Mehrere der Mädchen der Missionsschule nahmen mich für Privatstunden in Anspruch und hin und wieder vertrat ich einen Lehrer, der krank oder in den Ferien war.

Es machte mir Freude zu unterrichten, und ich war gerne in Bukarest, wo ich viele Freunde gewann, besonders unter den Judenchristen. Meine Schüchternheit und Schwerfälligkeit verschwand. Ich verdiente ganz gut, so daß ich meiner Familie helfen konnte, welche sich durch die Geburt des kleinen Mädchens meiner Schwester, vermehrt hatte, das ich vom ersten Augenblick an sehr

liebte. Weihnachten, Ostern und Pfingsten verbrachte ich in Galatz, indem ich meine Zeit zwischen der Mission und meiner Familie teilte. In Bukarest nahm ich bald immer mehr aktiven Anteil am Werk und als Zeuge der judenchristlichen Gemeinde. Jedermann schien in diesem Herbst von einem jüdischen Paar zu reden, das kürzlich bekehrt wurde, und welches bald, wie ich schließen konnte, durch ihr hervorragendes christliches Zeugnis Aufsehen erregte. Ich war neugierig gemacht durch die Geschichten, welche ich hörte, und wünschte sehr, sie kennenzulernen, fand aber niemand, der mich ihnen vorstellte.

„Ich möchte gerne die Wurmbrands kennen lernen“, sagte ich meiner Freundin, Riva Rosenberg, die sie kannte. „Könntest du mich nicht mitnehmen zu einem Besuch?“ Aber Riva hatte zwei kleine Mädchen und konnte schwer abkommen.

Aber eines Tages im November, bei einer Schulversammlung, wurde ich einer kleinen, lebhaften jungen Frau vorgestellt, welche neben ihrem hübschen und großen Mann noch kleiner erschien. Hatte ich damals ein Gefühl von den starken Banden der Freundschaft, welche mich an Sabina und Richard Wurmbrand binden sollten und den bedeutenden Erfahrungen, sowohl guten wie auch schlechten, die wir zu teilen hatten?

Bintzea umarmte mich sofort, und ihr warmes Lachen ging mir zu Herzen. Im Buch Samuel steht geschrieben, daß „die Seele Jonathans mit der Seele Davids verbunden war“, und so war es mit Bintzea und mir von allem Anfang an. Nichts als der Tod kann unsere Freundschaft trennen.

Auch Richard machte einen tiefen Eindruck auf mich. Er war sehr verschieden von seiner Frau: er

kam mir vor wie ein ernsthafter Mann, der kaum lächeln konnte, und es war eine Hoheit um ihn, von der ich fühlte, daß sie erst seit seiner Bekehrung erworben war. Eigenartig ist, daß er erst viele Jahre später während der Zeit seiner Leiden im Gefängnis das Lachen erlernte.

Obwohl die Wurmbrands damals in einem Vorort der Stadt lebten, sah ich sie oft. Bintzea erwartete ein Kind und ging nicht viel aus, aber ich verbrachte viel Zeit bei ihr, und unsere Freundschaft vertiefte sich schnell.

Wir entschlossen uns, unsere Sprachkenntnisse auszutauschen. Bintzea hatte an der Sorbonne in Paris studiert, und ihr Französisch war ohne Tadel. Als aber Mihai geboren war, mußten unsere Stunden aufhören. Sobald wir uns zum Unterricht hinsetzten, schrie er so laut, daß man ihn bis ans Ende der Straße hören konnte; sobald wir aber aufhörten, wurde er wieder ruhig. Ich fürchte also, daß mein Französisch immer noch bruchstückhaft ist.

Nicht lange nach Mihais Geburt zogen die Wurmbrands in einen zentraler gelegenen Teil der Stadt, wo ihr Heim bald ein Mittelpunkt christlicher Tätigkeit wurde, besonders unter den Judenchristen. Da war eine große Gruppe unter uns, und die meisten waren jung. In der Missionsschule in der Oltenistraße wurde die Turnhalle am Sonntag oder an Wochenabenden in eine Kapelle umgewandelt, und wir trafen uns dort für Gottesdienste, Bibelklassen und Frauenzusammenkünfte. Nach einiger Zeit begann ich mit einer Sonntagsschule. Richard war es gestattet, hie und da zu predigen. Er war für uns alle eine Glaubensstärkung, aber

die großen Dinge hatten noch nicht begonnen, sich zu ereignen.

In Galatz hatten ebenfalls Veränderungen stattgefunden. Ein norwegischer Pastor, Magne Solheim, übernahm die Arbeit dort, und Feinstein und Mami eröffneten ein neues Werk in Jassy, nahe der russischen Grenze — ein verhängnisvoller Wechsel, wie sich später herausstellte. In der Zwischenzeit hatte Mami zusätzlich zu ihrer andern Arbeit eine Schwesternschule im jüdischen Spital in Galatz eröffnet und später auch in Jassy. So viel ich weiß, waren diese die ersten Schulen dieser Art in Rumänien. Sie überwachte diese Arbeit, bis sie während des Krieges nach Bukarest zog, nachdem das große Unheil für die rumänischen Juden hereingebrochen war.

Im Jahre 1939 wurde Rumänien gezwungen, den Russen Bessarabien und einen Teil der Bukowina zu überlassen, während Ungarn Transylvanien und den bulgarischen Teil von Dobrudscha übernahm. König Carol II. wurde abgesetzt, und sein Sohn Michael wurde zum zweiten Mal König in seinem kurzen Leben.

Viele unter uns hatten Freunde und Verwandte in den Teilen der Länder, welche abgegeben werden mußten. So entschloß sich mein Bruder Haim, der seinen Militärdienst in Cernowitz absolvierte, dort zu bleiben, da er nicht wissen konnte, in welches Meer voller Leiden er eingetaucht wurde, ehe wir uns wiedersahen. Es war eine nominelle Vereinbarung, daß die Grenzen für drei Tage offen gehalten wurden, so daß es jedermann freistand, die Grenzen in jeder Richtung zu überschreiten. Viele nutzten diese Vereinbarung. Aber als Rumänien im Kriegszustand war, verschwanden

plötzlich während der Nacht jene Judenfamilien, deren Angehörige es vorgezogen hatten, nach Rußland zu gehen. Sie wurden nicht mehr gesehen. Zwei meiner besten Studenten, ein Ehepaar mit Namen Barsky, verschwanden auf diese Weise. Eines Nachmittags, als ich zur gewohnten Stunde kam, öffnete keiner mehr die Tür, und von diesem Zeitpunkt an hat niemand mehr etwas von ihnen gehört. Aber Mrs. Barskys Mutter war eine von denen, die die russische Grenze überschritten hatten.

Als der Krieg ausbrach, wurde Rumänien, obwohl technisch neutral, allmählich von deutschem Militärpersonal überschwemmt. Wir Juden machten es uns zur Gewohnheit, demonstrativ die Straße zu überqueren, so oft wir einen deutschen Soldaten sahen, oder wir standen auf in der Straßenbahn und im Bus, wenn ein Deutscher neben uns saß.

Bis jetzt waren noch keine Schritte gegen die Juden unternommen worden, aber wir hatten eine Vorahnung von dem, was kommen sollte, und wir fürchteten uns sehr. Hakenkreuze erschienen überall an den Gittern, und die Zeitungen brachten antisemitische Artikel. Zu dieser Zeit wußte niemand, was mit den Juden in Deutschland geschehen war. Als aber die Deutschen Polen eroberten, flohen viele tausende von Juden nach Rumänien, von wo sie nach Palästina weitergingen.

Nun begannen die rumänischen Faschisten, die Grünhemden, ihre Kraft zu spüren und versuchten, die Macht im Lande zu gewinnen. Diese wurden durch eine andere Faschistengruppe bekämpft, welche von General Antonescu geführt wurde. In Bukarest war eine Rebellion, welche

drei Tage dauerte. Die Grünhemden töteten viele der rumänischen Intelligenz, unter ihnen den weltberühmten Professor Nicolai Jorga. Seine und andere Leichen wurden auf die Straße geworfen oder in die Wälder gebracht. Die Körper ermordeter Juden wurden in Schlachthäusern zusammen mit den Viehkadavern aufgehängt. Synagogen wurden niedergebrannt. Niemand ging auf die Straße außer für dringende Erledigungen. Maschinengewehre ratterten, und viele Brände beleuchteten die Stadt.

Dann am vierten Tag endete die Rebellion so plötzlich, wie sie angefangen hatte. General Antonescu, der später eine Regierung bildete, erledigte die Grünhemden, aber nicht, bevor sie Petroleum über die Soldaten gegossen hatten, so daß viele lebend verbrannten. Corneliu Codreanu, der Führer der Grünhemden, und viele andere mit ihm, wurden verhaftet, und Ruhe und Ordnung herrschten wieder in der Stadt. Wir Juden fühlten uns allerdings nicht sicher — aber die Lage war immerhin etwas besser geworden.

In der englischen Mission war ein neuer Leiter, der Rev. Roger Allison. Er hatte mit dem C.M.J. in Warschau gearbeitet, mußte aber fliehen, als die Deutschen Polen besetzten. Da er aber nicht Rumänisch sprach, predigte Richard für ihn. Richard war stets ein gewaltiger Redner, aber diese ersten Predigten waren nicht biblisch fundiert. Er nahm seine Beispiele aus der Wissenschaft, der Geschichte und Geographie — alles, nur nicht die Bibel. Ich nahm ihn deshalb ernst ins Verhör.

„Die Bibel ist voller Geschichten und Ereignisse, welche du als Beispiele verwenden könntest. Warum tust du es nicht?“

Zu meinem Erstaunen erwiderte er ruhig „weil es nicht nötig ist“, und fuhr fort wie vorher.

In späteren Jahren hörte ich andere Worte von ihm. Er lernte das Wort Gottes kennen und lieben. Ich hörte ihn einen Gast tadeln, als dieser während der Mahlzeit einen Spaß gemacht hatte.

„Wir sind hier in einem christlichen Heim“, sagte er ernst, „und ich erlaube niemand etwas anderes zu erzählen als von Jesus Christus.“

So hatten wir Christen seit vielen Jahren das Wachstum im Glauben von Richard und Bintzea beobachtet. Bald hatten sie uns überholt und wurden Riesen in Gottes Königreich.

Etwas anderes ärgerte mich im Anfang an Richards Predigten, und das war deren Länge. Diese dauerten nie weniger als dreiviertel Stunden. Als er daher eines Abends nach 20 Minuten seine Predigt unterbrach, traute ich meinen Ohren nicht. Er kam von der Plattform herunter und überließ es Mr. Allison, die Versammlung nach einem Gesang und kurzem Gebet abzuschließen.

Als ich mich nach dem Gottesdienst dem Ausgang näherte, konnte ich sehen, daß etwas Außergewöhnliches vor sich ging. Da war eine Gruppe von Grünhemden anwesend, die sicher nicht gekommen waren, um das Wort Gottes zu hören! Ich sah Mr. Allison im Hof zu einem derselben reden. Aber da er kein Rumänisch sprach, und das Grünhemd kein Englisch verstand, machte die Unterredung keine Fortschritte. Ich näherte mich ihnen, da ich hoffte, etwas helfen zu können.

„Wurmbrand, wo ist Wurmbrand? Wo ist Wurmbrand“, rief der Mann immerzu, ohne kaum eine Pause einzuschalten.

Als Mr. Allison ganz ehrlich erwiderte, daß er es nicht wisse, nahm man uns beide zum Verhör auf den Polizeiposten mit. Hier trafen wir mit einem ganzen Haufen Grünhemden zusammen, welche uns buchstäblich anbrüllten — einer davon zeigte den Revolver und sagte, daß er schieße, wenn ich ihm nicht sage, wo Richard sei. Dieser war, wie wir später entdeckten, tatsächlich aus der Halle durch eine versteckte Türe hinter einem Vorhang geschlüpft.

Dies war meine erste Erfahrung einer Verhaftung, aber seltsamerweise fürchtete ich mich gar nicht. Da ich an Paulus und Silas im Gefängnis in Philippi dachte, bat ich Mr. Allison, aus der Bibel zu lesen, in der Erwartung, daß unsere Kerkermeister auch zuhörten und es ihnen nicht schaden würde, etwas aus der Heiligen Schrift zu hören. Wir sangen auch einige Choräle und hatten einen regelrechten Gottesdienst. Sobald aber die Grünhemden merkten, was gespielt wurde, befahlen sie uns zu schweigen.

Mehrere unserer Leute wurden ebenfalls hereingebracht, wurden aber nach kurzem Verhör wieder entlassen. Zuletzt wurde es auch uns beiden erlaubt zu gehen. Einer der Grünhemden folgte mir auf dem Fuß bis zur Schule. Ich war sicher, daß er mich erschießen würde, aber er wollte nur sehen, wohin ich ging. Als ich drinnen war, hatte ich einen hysterischen Schock, und es verrann einige Zeit, bis ich mich davon erholt hatte. Ich bin aber sicher, daß Richard, wenn er nicht in Eile den Gottesdienst verlassen hätte, erschossen worden wäre. Aber so kam er spät in der Nacht fröhlich nach Hause und war glücklich, den Grünhemden einen Streich gespielt zu haben.

5 Krieg

Auf Anstiftung Deutschlands erklärte Rumänien im Juni 1941 den Russen den Krieg und sandte Truppen über den Dnjester. Gleichzeitig brach auch die Verfolgung der Juden aus. In Jassy wurden alle jüdischen Männer, jung und alt, zusammengeholt und entweder getötet oder in Viehwagen zusammengepfercht und eingeschlossen. Die Züge rangierten hin und her, aber niemand war es erlaubt, näherzutreten, um den unglücklichen Gefangenen Erleichterung zu bringen, die nach Wasser schrien. Die Rinnsteine der Stadt waren rot von jüdischem Blut, und nur ganz wenige konnten sich verstecken und entkommen. Isac Feinstein war unter denen, die gefangengenommen und in einen Zug verfrachtet wurden, wo er den Erstickungstod erlitt — einer unter 12 000 Opfern.

Mami war im Spital und wußte nicht, was in der Mission vorging. Als sie das Schicksal Feinsteins hörte, war es bereits zu spät. Sie hätte ihn wahrscheinlich retten können, wenn sie im Missionshaus gewesen wäre. Später war sie vollständig damit beschäftigt, allen Unterkunft zu verschaffen, die zu ihr kamen; sie konnte über hundert Leute im Keller verstecken, unter eigener Lebensgefahr, bis die Gefahr vorüber war.

In Bukarest waren wir entsetzt, als wir hörten, was geschehen war. Richard machte sich daran, Wege zu finden, um die Überlebenden herauszubringen. Er überredete einen einflußreichen rumänischen Christen, die Judenchristen unter Arrest zu stellen und sie unter Bewachung in die Hauptstadt zu bringen. Bei ihrer Ankunft wurde der

Arrestbefehl aufgehoben und die Gefangenen freigelassen. Richard selbst ging unter großen Gefahren nach Jassy um Mrs. Feinstein und ihre sechs Kinder, von denen das jüngste erst zwei Jahre alt war, zu holen. Für alle diese Menschen Unterkunft und Lebensmittel zu beschaffen, war sehr schwierig, aber irgendwie gelang es ihm doch.

Wenige Tage später erfuhren wir, daß viele Juden in den besetzten Gebieten von Bessarabien und der Bukowina, welche nicht schon deportiert waren, getötet worden waren, darunter auch Bintzeas Eltern und Schwestern. Haim mit seiner Frau und dem Baby wurden nach Moghilev im deutschbesetzten Rußland deportiert.

Mit der Kriegserklärung wurden die englischen Lehrer und Missionare vertrieben und die C.M.J.'s-Lokalitäten in Bukarest wurden in Spitäler umgewandelt. Ich mußte mir also ein neues Heim suchen. Richard hatte vor einiger Zeit eine gute Arbeit aufgegeben, um ganztägig für die Mission zu arbeiten. Er hatte mit einer Jugendarbeit begonnen und organisierte Zusammenkünfte im Freien. Jetzt mußte er auch die ganze pastorale Verantwortung auf sich nehmen. Er war sehr oft von Hause weg, um Kranke zu besuchen oder Leute zu den Zusammenkünften einzuladen, und wir gaben jedesmal einen Seufzer der Erleichterung von uns, wenn er heil zurückkehrte.

Auch Bintzea, trotz ihrem persönlichen Kummer und der zunehmenden Gefahr, bewies sich als aktive Evangelistin. Zusammen mit einer Gruppe junger Christenmädchen ging sie auf die Straßen, redete mit Vorübergehenden und bat sie, sich mit Gott zu versöhnen. Bintzea ist eine ausgezeichnete Predigerin. Sie hatte an der Sorbonne Jura

studiert, und ich erzählte den Leuten oft, daß die Welt einen großen Advokaten verloren hat, als sie ihre Studien aufgab. Aber da sie nicht mehr vor Gericht verteidigen konnte, so setzte sie sich doch dafür ein, Ungläubige zu Christus zu führen und Gläubige in Seinen Dienst zu stellen. Ich habe niemals einen erfolgreicherer Verteidiger gesehen als Bintzea.

Da nun alle öffentlichen Zusammenkünfte der Judenchristen verboten waren, wurden die Gottesdienste heimlich in Wurmbrands kleiner Zweizimmerwohnung abgehalten. Wir hatten den Vorteil, im Parterre zu sein, so daß, wenn die Polizei kam, was mehrere Male geschah, Richard diese mit Reden an der Vordertüre aufhalten konnte, während wir durch die Fenster verschwanden. Wir trafen uns aber nicht nur an Sonntagen, sondern auch an Wochenabenden. Richard und Bintzea waren unsere geistlichen Eltern, und nichts konnte uns fernhalten. Richard brach das Gesetz, wenn er Juden in seinem Haus taufte. Das Gesetz hatte bestimmt, daß keine Juden getauft werden durften. Ein wahrer Glaubensakt war daher nötig für beide, die Bekehrten und den Pastor, da jeder wußte, daß sie ihre Freiheit und ihr Leben wagten, falls sie gefangen wurden.

Von Zeit zu Zeit wurden Judenchristen verhaftet oder zur Untersuchung gebracht. Richard wurde mehrere Male verhaftet, aber sie konnten nie etwas gegen ihn finden — außer dem einzigen Verbrechen, das er nicht bereuen konnte, daß er ein Jude war.

Auch ich wurde eines Tages zur Untersuchung auf die Polizei geführt. Im Lauf des Verhörs leg-

ten sie Papiere vor, die beweisen sollten, daß ich eine Deutsche war.

„Nein“, bestand ich fest zu ihrem Erstaunen.
„Ich bin eine Jüdin.“

Dies war eine riskante Behauptung während der Nazi-Besetzung, aber ich glaube, daß meine Wahrhaftigkeit an diesem Tag mir das Leben nach dem Krieg rettete, als die Deutschen wie Tiere gejagt wurden.

Es war ein schwerer Schlag für mich, als ich mit anderen jüdischen Frauen zur Zwangsarbeit bestimmt wurde. Ich war die einzige in der Familie, die verdiente, und schickte alles, was ich sparen konnte, an Vater und Rachel und ihre kleine Tochter Lisa. Ich konnte es sogar einrichten, ein wenig Geld an meinen Bruder in Weißrußland zu schicken. Aber dieser schrieb mir, ihm nichts mehr zu schicken, da das, was ich ihnen schickte, kaum für einen Laib Brot reichte, und dafür der Rest der Familie zu kurz kam.

Ich fuhr fort, am Abend, nach einem vollen Tagwerk, englische Stunden zu geben, um etwas zum Leben zu verdienen. Aber infolge der Überanstrengung bekam ich schließlich Tuberkulose.

Bintzea und Richard nahmen mich freundlicherweise in ihrem Heim auf, um nach mir zu sehen, da ich nicht ins Spital gehen konnte. Kein Jude wurde in einem Staatsspital aufgenommen, und alle Judenspitäler waren von den Nazis beschlagnahmt worden. Da aber die Wurmbrands nur zwei kleine Zimmer hatten, mußte ich während des Tages in ihr Schlafzimmer, in ihr eigenes Bett, während ich in der Nacht in der kleinen Eingangshalle schlief, das als Wohnzimmer diente.

Bintzea pflegte mich mit einer Engelsgeduld. Nahrungsmittel waren äußerst knapp, aber trotzdem brachte mir Bintzea jede Stunde etwas zum Essen oder Trinken. Ich hatte infolge meiner Krankheit keinen Appetit, und das Wissen, daß so viele Menschen, darunter auch meine eigene Familie, hungern mußten, machte es noch schlimmer. Bintzea stand neben mir, bis ich alles aufgegessen hatte.

Ich machte mir auch um Mihai Sorge. Wenn nur meine Krankheit nicht auch ihn ansteckte! Bintzea und Richard nahmen das Risiko auf sich. Jemand mußte für mich sorgen, und sie wollten dieses Vorrecht niemand anders überlassen.

Mihai und ich waren gute Freunde. Er war ein lebhaftes Kind, sehr intelligent und ein großer Lausbub. Er kam und sprach mit mir, während ich im Bett lag, und ich weiß nicht, wer von uns beiden die Unterhaltungen mehr liebte. Ich liebe Kinder und vermißte meine Nichte Lisa jetzt, da es uns nicht möglich war, einander zu besuchen. Ich neckte Mihai, indem ich ihn Taugenichts nannte, was seine Würde zu untergraben schien. „Wenn Sie mich Taugenichts nennen, werde ich Sie nicht mehr besuchen“, sagte er, und ich mußte ihm ernstlich versprechen, dies nicht mehr zu tun.

Als es mir wieder besser ging und ich ihn wieder küssen konnte, ohne ihn zu gefährden, machte ich mit ihm ein Spiel, indem ich zu ihm sagte, daß er einen Knopf statt einer Nase habe. Dies ängstigte ihn sehr, und er lud mich ein, nachzufühlen, daß es wirklich eine Nase war. Ich küßte sie und als er mich mit erstaunten Augen ansah, versicherte ich ihm allen Ernstes, daß es tatsächlich

eine Nase war. Dieses Spiel wurde immer wieder gespielt. Trotz seiner Intelligenz war Mihai manchmal sehr naiv, ein Charakterzug, den er von seinem Vater geerbt hatte.

Obwohl Richard der größte Mann ist, den ich je getroffen habe, und obwohl er mehr Gelegenheit hatte als die meisten Menschen, etwas von den menschlichen Schwächen zu lernen, so ist er doch außerordentlich vertrauensselig. Und dies ist gerade die Eigenschaft, die ihn nach meiner Meinung so groß erscheinen läßt.

Wir sahen ein gutes Beispiel von dieser Naivität in diesem Winter. Ein orthodoxer Priester kam eines Tages zu uns und sagte, daß er eine Hilfe für die Juden organisieren wollte, die nach Moghilev deportiert worden waren. Mehrere Glieder unserer Gemeinde waren dort, auch mein Bruder.

Ich lag im Bett, als ich die Unterhaltung im Nebenzimmer hörte; etwas in des Priesters Stimme beunruhigte mich. Ich rief Richard herein.

„Trau diesem Mann nicht“, sagte ich zu ihm. „Bist du sicher, daß er ehrlich ist?“

„Sei nicht dumm“, erwiderte Richard, „natürlich ist er ehrlich. Er ist ein Priester und er riskiert sein Leben, um Juden zu helfen.“ Er hatte immer noch nicht gelernt, wieviel Schlechtigkeit sich unter einem Priestergewand verbergen kann.

„Aber trotzdem bin ich nicht sehr glücklich darüber“, gestand ich darauf, aber Richard wollte nicht hören.

Ich spähte durch das Türfenster auf unseren Besucher. Es war nutzlos, aber ich konnte diesem Mann einfach nicht vertrauen.

Da aber alle anderen voller Begeisterung Dinge zusammentrugen, gab auch ich nach. Wir zogen

uns buchstäblich aus, um so viel wie möglich zu senden. Eine Frau, die uns gerade besuchte, zog ihre warme wollene Weste aus und schob sie in den Koffer, der bald überfüllt war. Ich selbst hatte einen kleinen Koffer, der etwas Strickwolle enthielt, welche ich in besseren Tagen gekauft hatte, und auch dies samt Stricknadeln sowie meine besten Kleider fanden den Weg in den Koffer. Der Priester ging fort mit unseren besten Wünschen, und wir sahen ihn niemals wieder. Und auch unsere Leute erhielten gar nichts von den Kleidern, die wir gesammelt hatten.

Als der Sommer kam, besserte sich meine Gesundheit und ich war allmählich stark genug, um in mein eigenes Zimmer zu ziehen. Ich fuhr fort, die Wurmbrands zu besuchen, da wir durch die Monate, die ich in ihrem Heim verbracht hatte, noch enger verbunden worden waren. Jetzt, da Bintzea mich nicht mehr pflegen mußte, konnte sie mehr ausgehen, um Kranke zu besuchen und andern in Not zu helfen. So oft ich konnte, versuchte ich für sie ein gutes Mahl herzurichten. Wie viele intelligente Frauen ist Bintzea nicht besonders häuslich veranlagt und betrachtet das Kochen als eine Zeitverschwendung. Aber wenn der Tisch schön gedeckt war, vielleicht sogar mit einem Strauß Blumen in der Mitte, und es etwas Gutes zu essen gab, so konnten sowohl sie wie auch Richard sich entspannen, und wir freuten uns miteinander über eine gemütliche Mahlzeit.

Trotzdem sie so beschäftigt waren, und ihre kleine Wohnung jedermann offenstand, die in Not waren, so daß sie selten allein waren, erlaubten sie doch nicht, daß irgend etwas ihr Familienleben störte.

Es war lustig zu sehen, wie der große Richard, der sich sogar noch größer machte, indem er das Kinn emporhob, in die Hände klatschte und zu seiner Frau sagte: „Bintzea, komm und küsse mich.“ Dann mußte Bintzea, die kaum bis zu seinen Schultern reichte, auf einen Stuhl klettern, sich auf die Zehenspitzen stellen und sein Gesicht zu sich herunterziehen, um ihn zu erreichen. Dies war ein beliebter Gesellschaftskniff, der uns alle belustigte.

Richard verehrte Mihai und fand immer Zeit, mit ihm zu spielen, ihm Geschichten zu erzählen und besonders mit ihm zu reden — nicht Kinder-geschwätz, sondern ernsthafte Gespräche. Von der Zeit an, als Mihai 5 Jahre alt war, konnte er nicht einschlafen, ohne zuerst im Bett etwas gelesen zu haben, und Richard versah ihn mit guten Büchern.

Aber obwohl er ein zärtlicher Vater war, konnte er auch sehr streng sein. Ich beging einmal den Fehler, ihm zu erzählen, daß Mihai besonders boshaft gewesen sei, und er gab ihm dann solche Schläge, daß ich ihm niemals mehr etwas davon sagte, was immer auch Mihai begangen haben mochte; Bintzea war allzu weichherzig, so daß Mihai oft mit ihr spielte, aber niemals dies mit seinem Vater zu tun wagte. Wenn ich also Richard vor den Leuten sagen hörte, was für ein Engel Mihai sei, mußte ich für mich lachen. Er war ein regel-rechter Lausbub, immer auf dumme Streiche bedacht. Er war aber auch ein außerordentlich freigebiges Kind, er gab immer seine Spielsachen und Süßigkeiten weg und war von früher Jugend an sehr religiös.

Als der Krieg weiterging, wurde das Leben in Bukarest immer schlimmer, besonders für uns Juden. Unsere Rationierungskarten trugen einen speziellen Stempel, was bedeutete, daß wir unsere Einkäufe nicht vor 10 Uhr morgens machen durften, zu welcher Zeit fast alles ausverkauft war. Wenn wir dann etwas fanden, das noch im Laden war, mußten wir den doppelten Preis bezahlen und erhielten nur die Hälfte unserer Ration. Ab 8 Uhr abends waren wir unter Ausgehverbot, so daß diejenigen, die am Abend Extraarbeit verrichteten, sogar von dieser Hilfsquelle für die Familie abgeschnitten waren.

Aber wenigstens wurden uns die Bombardierungen erspart. Die Russen waren ein- oder zweimal über Bukarest geflogen, ohne Bomben abzuwerfen; dies war, ehe sie Hilfe von den Amerikanern erhielten. So konzentrierten sich ihre Überfälle auf Städte, welche näher ihrer Grenze lagen.

Trotz alledem vergrößerte sich unsere Gemeinde. Als Richard an der englischen Mission zu arbeiten anfing, bestand diese meist aus Juden und Judenchristen. Als aber sein Ruf als Prediger sich ausbreitete, verließen viele Rumänen ihre eigenen Kirchen, um sich uns anzuschließen, den ausgestoßenen Juden. Soldaten, welchen befohlen war, jüdische Zivilisten zu erschießen, kamen und baten Richard um ein Wort der Verzeihung.

Da waren auch Ungläubige auf der Suche nach Gott. Richard, der normalerweise ein ungeduldiger Mensch war, der alles sofort erledigt wünschte, wenn nicht noch früher, zeigte mit diesen Gottsuchern eine überraschende Geduld. Er konnte das Evangelium den einfachsten Menschen verständlich machen in einer Weise, daß diese oft die

Hauptsache besser verstanden als intelligente Personen. Ich war aber oft über seine Methoden schockiert.

Eines Tages kam er strahlend nach Hause.

„S. wurde bekehrt“, verkündigte er.

Wir fragten ihn nach Einzelheiten.

„Ich ließ ihn niederknien, und ließ ihn nicht wieder aufstehen, bis er Christus angenommen hatte.“

Dieses drastische Vorgehen hatte seine Wirkung. Nach 30 Jahren ist S. immer noch ein Gläubiger und eine Säule der Kirche.

Die Frauen kamen oft aus andern Gründen als die Predigten zu hören! Das erste Mal, als ich Richard sah, war ich durch sein schönes Aussehen entzückt. Er war groß, blond und mit blauen Augen, eine seltene Kombination in unserer Gegend. Er erinnerte mich an die Beschreibung von Saul im Alten Testament: „Er war größer als alle andern Leute von seinen Schultern aufwärts.“ Unvermeidlich wurden Frauen mehr von dem Prediger angezogen als von seinen Predigten, und wetteiferten, von ihm beachtet zu werden. Aber sie vergeudeten ihre Zeit. Richard ist von ganzem Herzen an Bintzea gebunden und rastlos, wenn sie nicht in seiner Nähe ist.

Aber immerhin waren die Gefahren da. Eine der hartnäckigsten Verehrerinnen war Vera, ein Flüchtling aus Polen. Obwohl sie verheiratet war, machte sie kein Geheimnis daraus, daß ihr Mann sie langweile. Als Richard infolge Überanstrengung nahe an einem Nervenzusammenbruch war und absolute Ruhe einhalten mußte, lud Vera ihn ein, einige Tage in ihrem Haus zu verbringen, wo

er in Behaglichkeit sich entspannen konnte, weg von dem Kommen und Gehen in seiner eigenen Wohnung.

Richard mochte wohl immun sein gegen offensichtliche weibliche Tücken, aber er war menschlich genug, um Freundlichkeit und Aufmerksamkeit zu schätzen, und arglos genug, nicht zu bemerken, daß dies ein Mittel zum Zweck sein könnte. Als ein Beobachter — aber ein liebender und mitleidsvoller — konnte ich sehen, daß eine heikle Situation entstand. Aber hatte ich ein Recht, mich einzumischen?

Ich machte daraus ein spezielles Gebetsanliegen. Eines Nachts gegen 2 Uhr erwachte ich plötzlich und mußte ganz besonders an Bintzea und Richard denken. Endlich stieg ich aus dem Bett und kniete nieder und betete die ganze Nacht durch für sie. Am nächsten Tag war ich in ihrer Wohnung, als Vera kam, und ich konnte sofort sehen, daß die Krise vorüber war, Vera hatte den Kampf aufgegeben.

Viele Jahre später erfuhr ich, daß Richard und Bintzea in jener Nacht durch ein Klopfen an ihrem Schlafzimmerfenster aufgewacht waren und ganz deutlich meine Stimme gehört hatten, die ihnen rief. So stark waren die Bande unserer Freundschaft.

Im Sommer 1943 wurde ich wieder krank, und zwar diesmal an Scharlach. Wieder einmal war das Problem da, mich in ein Spital zu bringen. Mein jüdischer Arzt konnte mich nicht dahin bringen, und so ging ich zu einem rumänischen Arzt, aber er konnte mich auch nicht in ein Krankenhaus einweisen, da ich eine Jüdin war. Zuletzt ging ich zu Fuß in das größte Spital von Bukarest, und dies-

mal behielten sie mich dort, weil ich eine Gefahr für die Öffentlichkeit war.

Die Lage wurde entsetzlich. Die ersten paar Tage wurde ich in einem Zimmer des Erdgeschosses gehalten zur Beobachtung. Ich verbrachte die Zeit damit, die Wanzen zu beobachten, die am Boden und an den Möbeln herumkrochen. Nachts mußte ich das Wasserglas zudecken, damit ich keines dieser ekelhaften Tiere ertrunken fand, wenn ich trinken wollte. Es wurde mir keine Medizin gegeben; ich hatte tatsächlich nicht einmal ein Aspirin, bis Bintzea zu Besuch kam.

Nach einigen Tagen wurde ich in die Kinderabteilung verlegt. Da ich aufstehen durfte, war es mir möglich, ihnen zu helfen. Es gab praktisch keine ärztliche Hilfe und sehr wenig Komfort. Kranke Kinder mußten ihre eigenen Nachttöpfe zu der Toilette tragen und entleeren, und barfuß gingen sie auf den Betonböden. Ein kleines Mädchen weinte bitterlich, da es Ohrenweh hatte. Ich konnte ihr nichts geben, konnte aber auch nicht zusehen, wie es litt. Am Ende gab ich vor, eine Tablette in einem Glas Wasser zergehen zu lassen, und gab es ihr zu trinken. Für eine Stunde oder zwei war es ruhig, aber nachher kam das Ohrenweh wieder. Als ich den gleichen Trick wieder anwandte, half es nichts mehr.

Ich war beinahe gesund, als ich einen Rückfall erlitt und fast starb. Ich verspürte eine große Neugier zu erfahren, was der Tod eigentlich ist, und kann ehrlich sagen, daß ich ein wenig enttäuscht war, als ich ins Leben zurückkam. Eine neue Dimension hatte sich mir aufgetan. Es gibt eine jüdische Legende, welche besagt, daß der Todesengel viele Augen hat. Wenn er an ein Sterbebett

kommt und sieht, daß er zu früh kam, gibt er dem Kranken eines seiner Augen. Ein Mensch, der sehr nahe am Tode war, sieht mehr als andere Leute.

Ich wurde in ein Zweierzimmer gebracht, dessen andere Bewohnerin eine rumänische Schullehrerin war, die immer wieder hoffnungsvoll sagte: „Ich frage mich, ob die Deutschen Stalingrad schon erobert haben.“ Ich antwortete nie, hoffte aber von ganzem Herzen, daß dies nicht der Fall war. Als ich endlich entlassen wurde, war Stalingrad immer noch in russischen Händen.

6 Waffenstillstand

Bisher hatte Bukarest nur wenige Bombenangriffe erlebt.

Von Zeit zu Zeit ertönten die Sirenen, aber immer zur Vorwarnung. Als dann am 4. April 1944 um 11 Uhr morgens alle Sirenen in der Stadt miteinander ertönten, nahmen wir fast keine Notiz davon. Ich besuchte gerade eine Studentin im Büro, und wir machten weiter, was wir gerade taten.

Ungefähr eine Stunde später ertönten die Sirenen wieder.

Wir sahen uns an, zuckten die Achseln — wahrscheinlich eine andere Vorwarnung. Aber auf einmal wurde die Erde von heftigen Explosionen erschüttert. Ein Blick nach dem Himmel zeigte uns, was kommen sollte. Als wir uns in den Luftschutzkeller flüchteten, war die ganze Hölle über uns los.

Der Luftangriff dauerte fast eine Stunde, und als wir nach der Entwarnung wieder herauskamen, sahen die Dinge zuerst nicht so schlecht aus. Auf

meinem Weg zur Straßenbahnhaltestelle mußte ich am Königlichen Palast vorbei. Ich sah, daß er unbeschädigt war. Aber gerade dem Platz gegenüber war das Athene Palace Hotel, welches als deutsches Hauptquartier diente; es brannte lichterloh und wurde von einer jubelnden Menge bestaunt.

„Schaut“, riefen sie fröhlich, „die Engländer und Amerikaner haben uns nichts angetan, sie haben nur die Deutschen gekloppt (clobbered)? Die Straßenbahnen fahren nicht mehr, so mußte ich den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen. Für Tage waren wir auch ohne Elektrizität, und, was noch schlimmer war, ohne Wasser. Später erfuhren wir, daß ein ganzer Teil der Stadt zerstört worden war, und sehr viel Unheil entstanden war.

Von jetzt an waren Bukarest und die lebenswichtigen Teile Rumäniens, wo sich die Ölquellen befanden, täglichen Angriffen ausgesetzt. Die Engländer und Amerikaner kamen gewöhnlich genau um 11 Uhr. Der einzige wirklich bombensichere Luftschutzraum in der Stadt war unter der Nationalbank, und gegen 9 Uhr hatte sich jeweils bereits eine Schlange von Menschen mit Tragtaschen und Dokumententaschen gebildet, um sicher zu sein, noch einen Platz zu erhalten, wenn die Luftangriffe begannen.

Die Wurmbrands benutzten einen Keller nahe ihrem Heim. Richard pflegte regelmäßig ein Gebet für die Sicherheit der Geflüchteten zu verrichten, ein Brauch, der manchem Trost brachte, andere aber auch wütend machte, und wofür er einmal verhaftet wurde. Er wurde nach einem kurzen Verhör wieder freigelassen; wurde aber umstürzlerischer Propaganda beschuldigt. Er hatte für die

gefährdeten Rumänen, für die Deutschen, aber auch für die Juden und die Alliierten gebetet.

Es kam ein Tag, da mehrere Stunden vergingen, als er immer noch nicht nach Hause gekommen war. Ich war hinüber gegangen um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, und fand Bintzea, welche an diesem Tag zu Hause geblieben war, krank vor Sorge; sie konnte kaum mehr stehen. Als unsere Befürchtungen zunahmen, gingen wir auf die Suche nach ihm, erhielten aber auf jedem Polizeiposten die gleiche Antwort: „Er ist nicht hier.“ Ich mußte Bintzea an der Hand führen, so schwach war sie.

Endlich gaben wir die Suche auf und gingen heim.

Als wir die Türe öffneten, stand Richard vom Stuhl auf. „Wo in aller Welt seid ihr gewesen?“, fragte er, „ich habe mir um euch Sorgen gemacht.“ Bintzea wurde fast ohnmächtig.

„Wo bist du gewesen?“, entgegnete ich. „Wir haben in ganz Bukarest nach dir gesucht.“

„Oh“, sagte Richard fröhlich, „ich habe eine wundervolle Zeit verbracht.“ Und er erzählte, was für eine erstaunliche Gelegenheit er hatte, bei der Polizei für Christus Zeugnis abzulegen, die ihn verhaftet hatte.

Arme Bintzea! Es war gut, daß sie damals noch nicht wußte, was im Leben noch auf sie wartete. Aber noch besser, sie wußte, daß sie einen herrlichen Erlöser hatte, der Seine Macht an seinem treuen Diener während der kritischen Zeiten, in denen wir lebten, erwies.

Zwei wichtige Ereignisse geschahen im Frühling 1944. Ich verlobte mich, und mein Bruder kam aus Rußland heim.

Mein Verlobter Jakob war ein Glied unserer Gemeinde, ein Judenchrist wie ich. Wir planten, im Sommer zu heiraten.

Haims Rückkehr war vollkommen unerwartet. Ich hatte von ihm Anfang des Jahres eine Postkarte erhalten, die mit seiner Handschrift geschrieben, aber mit einem anderen Namen unterzeichnet war. Ich konnte das nicht verstehen. Ich wußte, daß er weit weg in einem deutschen Konzentrationslager war, und obwohl ich fortgesetzt für ihn betete, so hatte ich ihn in meinem Herzen doch schon als tot abgeschrieben. Wir hatten Gerüchte gehört, daß die Juden in diesen Lagern wie Fliegen dahinstarben. Einige Tage später erhielt ich von meinem Vater einen Brief, in welchem er mir mitteilte, daß er ebenfalls von Haim gehört habe; daß es ihm gut gehe und er in Cernauti lebe, welches wieder in den Händen der Rumänen war.

Einige Wochen später kam mein Verlobter von einer Reise nach Galatz zurück und sah ganz geheimnisvoll aus.

„Wie geht es Vater und Rachel?“, war das erste, was ich wissen wollte.

„Gut, aber ich teile dir alle Neuigkeiten sogleich mit. Zieh deinen Mantel an, und dann können wir auf dem Weg sprechen.“

„Wohin gehen wir?“

„Bintzea wünscht, daß du sofort zu ihr kommst.“

„Ist etwas nicht in Ordnung?“ Ich dachte an Richard und Verhaftung.

„Nichts Schlimmes.“ Er grinste wie verrückt. „Im Gegenteil.“

„Ich möchte, daß du es mir sagst.“

„Ich kann nicht, es ist eine Überraschung.“

Ich setzte ihm solange zu, bis er nachgab.

„Gut, ich erzähle es dir.“ Er strahlte wirklich vor Vergnügen. „Dein Bruder wartet darauf, dich zu sehen.“

„Haim!“

Ich fing an zu rennen und rief Jakob über meine Schulter zu, daß er uns allein lassen solle. Haim mußte dasselbe gefühlt haben, als er in der kleinen Eingangshalle auf mich wartete. Wir fielen einander in die Arme, und ich bedeckte ihn mit Küssen und weinte vor Freude, während er mich einfach fest umschlossen hielt und kein Wort sagte. Was konnte man schon einer Schwester sagen, wenn man buchstäblich von den Toten auferstanden war?

Als wir endlich zu sprechen fähig waren, gab mir Haim ein Geschenk — zehn Eier. Er war nicht nur von den Toten auferstanden, er war auch in der Lage, mir ein solch prächtiges Geschenk zu überreichen!

Die Nachricht von seiner Rückkehr verbreitete sich schnell. Die Leute kamen ins Haus gestürzt, um mir zu gratulieren. Von meinen Gefühlen überwältigt, fühlte ich mich plötzlich ganz erschöpft und schlief in der Mitte des Raumes ein, in dem ich gerade war.

Haim war aus Rußland mit einem deutschen Panzer geflohen. Er war schließlich bis Czernowitz gekommen und war von dort bis Galatz fast nur zu Fuß gewandert, da er keine Ausweispapiere besaß, und wenn die Rumänen entdeckt hätten, woher er kam, hätten sie ihn als Kommunisten verhaftet. Das war der Grund, weshalb er nach Bukarest gekommen war. Es war zu gewagt, in Galatz zu bleiben. Die Schwierigkeit war nun, ihn zu versteck-

ken. Ich nahm ihn mit in mein eigenes Zimmer, in der Hoffnung, daß die drei alten Damen, die Eigentümerinnen des Hauses waren, seine Anwesenheit nicht entdecken würden.

Als der Frühling und Sommer vorrückte, wurden die Luftangriffe immer schwerer. Das Warnsystem war sehr mangelhaft, und es kam oft vor, daß die Bomben fielen, ehe die Alarmsirenen ertönten. Am Ende lernten wir aber doch die deutschen von den alliierten Flugzeugen an dem Geräusch, das sie machten, zu unterscheiden.

Wenn uns ein Angriff am Sonntag mitten im Gottesdienst überraschte, so blieben wir, wo wir waren, und verwandelten den Gottesdienst zu einer Gebetsstunde. Niemand aus unserer Gemeinde war je während dieser Angriffe verwundet oder getötet worden.

Eines Sonntagmorgens, bei einem außerordentlich schweren Angriff, knieten wir im Gebet in dem kleinen Raum, da fühlte ich eine Bewegung neben mir und öffnete die Augen, weil ich dachte, daß jemand krank sein könnte. Was ich aber sah, entsetzte mich. Zwei unserer jungen Leute, in Vergessenheit ihrer Umgebung, knieten eng beieinander und waren anscheinend in einer Art Verückung oder Trancezustand.

Wir waren eine eng zusammengeschlossene Gemeinde, fast wie eine Familie, und wußten alles über das Leben der andern. Der junge Mann war David, auf welchen Richard große Hoffnungen als möglichen zukünftigen Führer setzte. Er war äußerst intelligent, obwohl er dazu neigte, ein wenig leichtsinnig mit den Mädchen zu sein. Zur Zeit war er mit einem Mädchen namens Marie verlobt und zwar zum zweiten Male, da er einmal

die Verlobung aufgehoben und sich mit einer andern verlobt hatte. Und nun schien er wieder gefährlich in ein Verhältnis mit noch einem andern Mädchen verwickelt zu sein. Es fiel mir ein, daß Marie in der letzten Zeit sehr elend aussah, aber ich war mit meiner Liebe so beschäftigt, daß ich keine große Notiz davon genommen hatte.

Richard als Pastor vermittelte rasch in dieser Sache. Er bot David Hilfe in seiner Ausbildung und evtl. eine Stelle in der Mission an, falls er Marie heirate und sich häuslich niederlasse. Hierin zeigte Richard einen bedauerlichen Mangel an Menschenkenntnis. Er war zu vertrauensvoll. David verursachte ihm viel Leiden und Herzzerberbrechen während der kommenden Jahre.

Jakob und ich heirateten im Sommer und zogen nach Galatz, wo unsere beiden Familien lebten. Es war eine Erleichterung, den Bombardierungen zu entkommen.

Im Laufe der Zeit wurde es immer offenkundiger, daß es um die deutsche Armee schlecht stand. Ein ständiger Strom von dreckigen, verwundeten und müden Soldaten mit zerrissenen und zerknüllten Uniformen kamen durch die Stadt — nach Westen! In der Ferne konnten wir die russischen Geschütze hören, die jeden Tag näher kamen.

Jakob und ich arbeiteten in einem Waisenhaus in einem Vorort der Stadt. Am 23. August besuchte ich Herzi und einige soeben verheiratete Mädchen in der Mission, als einer der neuen Ehegatten in den Garten rannte und schrie: „Es ist alles vorbei.“ Es war gerade im Radio bekanntgegeben worden, daß Rumänien Rußland um einen Waffenstillstand bat.

Wir rannten ins Haus zurück, um selbst diese wundervolle Botschaft zu hören, als wir einem deutschen Pastor begegneten, der in einem von den Nazis besetzten Teil unserer Mission lebte. Wir sagten ihm die Neuigkeit. Ich kann heute noch sein Gesicht sehen: er wurde vollständig grün und versuchte etwas zu sagen, mußte aber mehrere Male schlucken, bevor er endlich wieder seine Stimme fand und ächzte: „Das ist unmöglich!“ Wir luden ihn ein, das Radio mit anzuhören — aber dies war zuviel verlangt. Als er sich wandte, glich sein Bild ganz einem Hund, der sich nach der Schelte seines Meisters davonschleicht.

Als wir dann ins Haus hereinkamen, war der elektrische Strom unterbrochen, und wir konnten nicht erfahren, was geschehen war. Jakob, der in der Stadt die Neuigkeit gehört hatte, kam sofort, um mich zu holen. Wir eilten zum Waisenhaus, um eine Unterkunft zu schaffen und diese mit Nahrungsmitteln, Wasser, Kerzen und Wolldecken zu versehen. Jakob fürchtete, daß die Deutschen sich rächen würden, indem sie die Stadt bombardierten, obwohl sie versprochen hatten, sich ohne Zwischenfälle zurückzuziehen.

Er vermutete richtig. Binnen weniger Stunden stand Galatz unter schwerer Bombardierung, sowohl vom Land als auch von der Luft. Die Russen waren auf der anderen Seite der Donau, die Deutschen in der Luft. Der Lärm war fürchterlich. Wir nahmen die Kinder in die Unterstände und versuchten sie durch Geschichten und mit Singen zu beruhigen.

Am Morgen fanden wir einen großen Riß in der Kellerdecke, und wir mußten den ganzen Tag hart

arbeiten, um Gräben zu graben für eine neue Unterkunft. Als der Abend kam, nahmen wir die Kinder ins offene Feld und deckten sie mit Wolldecken zu, in der Hoffnung, daß die Deutschen sie nicht sehen sollten, da gerade Vollmond war. Ich bemerkte, daß Nicu, ein kleiner, taubstummer Bub, vermißt wurde. Als ich mit zwei anderen Kindern ins Haus zurückkehrte, wurden wir von einer neuen Bombenwelle überrascht. Inmitten des Bombenlärms näherten sich zwei Motorräder. Ich glaubte unsere letzte Stunde gekommen, aber es waren rumänische Soldaten auf Posten. Innen im Haus schlief friedlich Nicu, den Höllenlärm um ihn vollständig ignorierend!

Von der Höhe aus, auf der das Waisenhaus stand, konnten wir die Brände in der ganzen Stadt sehen. Als wir am zweiten Tag dort standen und schauten, war plötzlich ein enormes Leuchten, und dann kam die Explosion. Es schien, als flögen alle Vögel in Galatz kreischend über unsere Köpfe hinweg. Die Luft um uns erbebte, als ob sie mit Schrecken erfüllt sei. Was war wohl geschehen?

Die Deutschen hatten das Zeughaus zerstört. Nach der ersten großen Sprengladung schien es, als ob die ganze Stadt explodiere. So hielten die Deutschen ihr Wort, abzuziehen, ohne der Bevölkerung zu schaden. Wir hörten später, daß sie von Unterstand zu Unterstand gegangen waren und alle Leute erschossen hatten, die sie finden konnten.

Am dritten Tag, dem 26. August, kamen die russischen Fallschirmspringer, und von diesem Morgen ab war alles verhältnismäßig ruhig. Jakob und ich gingen zur Stadt und versuchten herauszufinden, was mit unseren Familien geschehen war. Überall brannten mächtige Feuer, und viele

Straßen waren so in Rauch gehüllt, daß wir große Umwege machen mußten. Ganze Häuser waren weggeblasen, Bäume entwurzelt, und, was das Schlimmste von allem war, Leichen lagen überall auf den Straßen. Da war keine lebende Seele. Es schien, als seien wir die einzigen lebenden Menschen, die es gewagt hatten, ihr Heim zu verlassen.

In einiger Entfernung sah ich einen Mann auf uns zukommen. Er war noch ein Stück von uns entfernt und halb vom Rauch verdeckt, aber er machte eine bekannte Bewegung, und ich erkannte meinen Vater. Zu gleicher Zeit sah er auch mich, und wir beide fingen zu rennen an. Als wir uns trafen, schlang er seine Arme um mich und wollte mich nicht mehr loslassen, wobei er wie ein Kind schluchzte und immer wieder meinen Namen nannte.

Wir gingen zur Mission, wo alle in Sicherheit waren, auch Jakobs Eltern. Wir wußten aber nicht, was im übrigen Land geschehen war. Alle Verbindungen waren unterbrochen. Später erfuhren wir, daß in Bukarest Straßenkämpfe stattgefunden hatten, wobei die Deutschen von Haus zu Haus und Mann für Mann vertrieben wurden. Als die Straßenkämpfe aufhörten, machte sich mein Bruder zu Fuß auf nach Galatz und erreichte die Stadt fünf Tage später. Es war ein großer Augenblick, als unsere kleine Familie nach so vielen Jahren wiedervereinigt war.

Was Rumänien anbetraf, so war der Krieg beendet. Wir Juden freuten uns, daß wir die Würde eines menschlichen Wesens wiedererlangten und nicht mehr weiter wie Tiere dahingetrieben wurden, um abgeschlachtet zu werden.

Galatz brannte mehr als eine Woche. Als es endlich möglich war auszugehen, stießen wir überall auf Zerstörungen. Die Zerstörung des Hafens war vollständig. Es gab kein einziges ganzes Gebäude mehr oder noch intakten Quai. Plakatwände ächzten im Wind, und das Stöhnen und Heulen des Windes klang wie böse Geister. Eine unheimliche Atmosphäre lastete über der ganzen Stadt. Bei Sonnenuntergang verließen die Leute die Straßen. Frauen gingen selbst am Tag nicht mehr allein aus. Die Russen hatten angefangen zu plündern, zu entführen, zu rauben und sogar zu morden — am hellen Tag. Sogar die Freude der Juden wurde schnell in dumpfe Angst verwandelt über das, was die Zukunft bringen werde. Wir Judenchristen waren skeptisch. Richard hatte uns gewarnt, daß die Kommunisten nicht besser seien als die Nazis. Hatte nicht Stalin alle seine führenden jüdischen Genossen getötet? Es war kein Geheimnis, daß ihr letztes Ziel war, alle Religionen auszurotten. Es war anzunehmen, daß noch schlimmere Zeiten vor uns lagen.

7 Das Kommen des Kommunismus

„Gott sei Dank, daß du gerettet bist!“ Bintzea und ich umschlangen uns in gegenseitiger Erleichterung.

Jakob fühlte, daß wir nach Bukarest zurückkehren sollten, und wir hatten die Reise fast hinter uns. Die Brücke über die Donau war zerstört worden. Nach vielen Wartestunden konnten wir endlich die Überfahrt nach Braila in einem Ruderboot machen. Als wir dann zum Zug kamen, war

dieser mit russischen Soldaten vollständig überladen, und Jakob mußte mich durch das Fenster in den Wagen schieben.

Aber wir waren endlich angekommen und wurden froh, alle unsere Freunde in Sicherheit zu finden — und es waren auch nicht so viele russische Soldaten hier!

Die Mission verlor keine Zeit, die Arbeit wieder aufzunehmen. Richard und Bintzea zogen in ein größeres Haus um, welches ein großes Zimmer hatte, wo wir unsere Versammlungen abhalten konnten. Die Publikation des „Prietenul“ begann wieder, und wir druckten auch Evangelien in Russisch. Jeder, der Russisch konnte, wurde mobilisiert, sie den Soldaten in den Straßen auszuhändigen. Dies führte zu vielen Kontakten mit Russen, die mehr über die christliche Lehre wissen wollten. Die Versammlungen unter freiem Himmel wurden wieder aufgenommen, und unsere Sonntagsgottesdienste waren so überfüllt, daß Leute noch im Hof stehen mußten, welcher oft auch zum Bersten voll war.

Die deutsche Minderheit in der Bevölkerung, welche bisher die Privilegierten waren, hatten nun alles gegen sich. Viele waren mit der rückziehenden Armee geflohen, aber Zehntausende blieben immer noch, die sowohl den rumänischen Behörden, wie auch der russischen Armee eine Zielscheibe boten.

Als sie die stolzen Eroberer waren, hatten wir sie wie Aussätzige gemieden, da wir es unter unserer jüdischen Würde hielten, mit irgend jemand in Verbindung zu kommen, der ein Nazi sein könnte. Jetzt, in Zeiten ihrer Niederlage, erzeugten wir ihnen Liebe.

Viele von ihnen wurden in christlichen Heimen versteckt, obwohl dies Lebensgefahr bedeutete. Richard hatte unter uns eine Gruppe organisiert, die für die Deutschen sorgen und versuchen sollte, sie in Sicherheit zu bringen. Mir wurden zwei Mädchen anvertraut, welche für fast zwei Wochen in einer Dachkammer untergebracht wurden. Jeden Tag brachte ich ihnen etwas zu essen, mußte mich dabei aber immer erst versichern, daß niemand mir folgte, denn es drohte Todesstrafe für denjenigen, der deutschen Armeeingehörigen zur Flucht verhalf, und diese Mädchen waren als Bürogehilfinnen in der Armee beschäftigt gewesen.

Als die Dinge sich etwas beruhigt hatten, übergab ich meine Schützlinge der Deutsch-Evangelischen Kirche. Es war riskant, sie durch die Stadt zu bringen, aber sie waren vorsichtig genug, nicht zu sprechen, als sie dem Schaffner im Tram das Fahrgeld aushändigten — ihr Akzent hätte sie verraten — und auf der Straße gingen sie ungefähr 15 Schritte hinter mir. Als wir zur Kirche kamen, klingelte ich, beobachtete noch, wie sie eingelassen wurden, und verschwand dann schnell. Ich hörte aber später nie mehr, was aus ihnen geworden war. Nicht alle, denen wir zu helfen versuchten, konnten in Sicherheit gebracht werden. Einige wurden festgenommen und nach Rußland gebracht.

Dies war unsere erste Erfahrung mit Geheimtätigkeit dieser Art, und es war für uns eine wertvolle Übung für spätere Jahre. Mehrere von uns waren hineingezogen, aber solange dies dauerte wußte niemand, wer wen beschützte. Wir lernten auch Geheimnisse zu bewahren gegenüber den russischen Soldaten.

Noch ehe der Waffenstillstand Wirklichkeit wurde, begannen die Juden, die die Hölle der Konzentrationslager überlebt hatten, zurückzukehren. Unter ihnen waren viele Kinder, die beide Eltern verloren hatten und niemand mehr besaßen, der sich ihrer annahm. Unser Versammlungslokal wurde in einen Schlafraum umgewandelt, mit Strohmattmatratzen über den ganzen Boden, wo heimatlose Jugendliche eine oder zwei Nächte bleiben konnten, bevor sie auf die Suche nach irgendwelchen Angehörigen gehen konnten. Ich erinnere mich besonders an ein rührendes Zusammentreffen zwischen einem Buben und einem Mädchen, welche entdeckten, daß sie Bruder und Schwester waren. Keines der beiden hatte gewußt, daß das andere überlebt hatte.

Das große Problem bestand aber darin, diese Kinder zu ernähren. Wie es in ganz Europa nach dem Krieg der Fall war, waren die Nahrungsmittel sehr rar. Gerade als wir die Hoffnung hegten, unsere Mägen wieder einmal füllen zu können, setzte eine Trockenheit im größten Teil des Landes ein. Wir lernten nun, was es wirklich heißt zu hungern. Wir hatten Rationierungskarten, konnten aber nichts damit kaufen. Nahrungsmittel konnten nur zu Schwarzmarktpreisen gekauft werden. Während der nächsten zwei Jahre starben Hunderttausende den Hungertod.

Die Mission hatte Lebensmittelpakete von Schweden und der Schweiz gesandt — Konservenbüchsen, Zucker, Pulversuppen — aber es blieb immer noch die Frage nach etwas Nahrhafterem. Brot konnte nirgends aufgetrieben werden. Unsere Hauptnahrung bestand aus Mais, aus welchem wir eine Art Brei machten, den wir „Mamaliga“

nannten. So hatten wir „Mamaliga“ zum Frühstück, Mittag- und Abendessen, sofern wir so glücklich waren, überhaupt drei Mahlzeiten zu erhalten. Es wurde bekannt, daß jeder, der es nötig hatte, bei den Wurmbrands etwas zu essen bekomme. Bintzea rührte nie etwas an, sofern sie es noch jemand anderem geben konnte. Ich sah sie „Mamaliga“ und Zwiebeln essen, wenn ich ganz sicher wußte, daß auch noch nahrhaftere Lebensmittel im Hause waren.

Eines Tages kamen sechs Kinder an die Türe, in einem unbeschreiblich dreckigen Zustand, verlumpt und voller Läuse, deren Körper von Unterernährung angeschwollen waren; ihre Augen waren über ihre Jahre weise. Richard und Bintzea nahmen diese Heimatlosen sofort in ihre Herzen auf, wuschen sie, fütterten und kleideten sie.

Sie brauchten äußerst dringend medizinische Hilfe. Der 12jährige Milo war nicht größer als ein Kind von sieben Jahren. Richards Arzt fand für ihn einige Hormon-Injektionen, die ihn wachsen lassen sollten. Milo war ein Lausbube, voller guter Laune. Einer seiner Lieblingsausdrücke war „Eih hob hartzeveitik — ich bin gebrochenen Herzens“, konnte er mit strahlendem Gesicht sagen, wenn er erhielt, was er sich wünschte. Betty, die älteste, litt an Nebenhöhlenentzündung und mußte sich einer schmerzhaften Operation unterziehen.

Ruth war jedermanns Liebling. Sie war die jüngste, ein schönes Mädchen von acht Jahren. Eines schrecklichen Tages verschwand sie. Wir wurden fast wahnsinnig, als die Tage dahingingen und sie nicht zurückkehrte. Dann vernahmen wir, daß sie bei einer Mosaischen Judengemeinde war, die wütend auf Richard und Bintzea war, da diese die

Kinder zu adoptieren gedachten und ihnen eine christliche Erziehung geben wollten.

Richard versuchte auf alle erdenkliche Weise, Ruth zurückzubringen, jedoch vergeblich. Aber eines Tages, als ich im Hof war, kam eine kleine Person mit aufgelöstem Haar durch das Tor gerannt mit einem von Tränen so verschmierten Gesicht, daß ich sie zuerst gar nicht erkennen konnte. Ruth war es irgendwie gelungen, ihren Entführern zu entinnen, und hatte ihren Weg heimgefunden.

Richard wurde gedroht, das Sorgerecht über die Kinder durch einen Prozeß entscheiden zu lassen. Jedoch nach einigen Tagen wurden neue Bestimmungen herausgegeben. Alle Waisenkinder, welche aus den früher von Deutschen besetzten Gebieten gekommen waren, mußten entweder nach Rußland zurückgeschickt oder nach Palästina gebracht werden. Die Wurmbrands hatten keine Wahl. Sie konnten die Kinder nicht den Kommunisten überlassen. Sie rüsteten sie so gut wie möglich aus und begleiteten sie bis ans Schiff, welches nach Palästina fahren sollte. Als die Nachricht kam, daß die „Bul-Bul“ im Schwarzen Meer gesunken war und niemand überlebt hatte, schloß sich Bintzea in ihr Schlafzimmer ein, und Richards Augen waren abwechselnd mit Tränen gefüllt oder sahen so wild aus wie die eines Tieres, das seine Jungen verloren hat.

Nachdem die Russen Rumänien erobert hatten, nahmen sie auch von Ungarn Besitz. Wir hörten, daß die Brüder dort in äußerster Not waren. In jenen Tagen war aber eine Reise, besonders in ein anderes Land, fast unmöglich. Die Züge waren überfüllt mit russischen Truppen, und es bedeu-

tete immer eine große Gefahr, mit ihnen zu reisen. Bintzea war entschlossen, nach Budapest zu fahren, und sie fand auch einen Weg. Sie kletterte auf das Dach eines Zuges und legte so die ganze Strecke zurück. Wir waren alle entsetzt, daß Richard sie reisen ließ. Aber wenn es um Gottes Sache ging, nahm er auf niemand Rücksicht, am allerwenigsten auf seine Familie.

Da es nutzlos war, Bintzea von ihrem Entschluß abzubringen, hielten wir spezielle Gebetsversammlungen ab, um den Herrn zu bitten, daß er sie auf dem Weg hin und zurück begleite und ihr helfe, ihre Aufgabe zu erfüllen. Eine Woche verging, zwei Wochen, drei Wochen, ohne daß wir eine Nachricht von ihr erhielten. Jetzt war die Zeit für unseren Pastor da zu beweisen, daß er auch das glaubte, was er predigte. Richard ging umher mit dem Blick eines im Käfig gefangenen wilden Tieres. Aber er zweifelte keinen Augenblick, daß er das Richtige getan hatte, als er sie fahren ließ.

Endlich machte das Wort die Runde: „Bintzea ist zurück!“ Die ganze Gemeinde kam ins Haus, um zu sehen und die letzten Nachrichten zu hören. Sie war in der gleichen Weise zurückgekommen, wie sie hingefahren war, indem sie mehrere Tage auf dem Dach eines Zuges saß. Aber sie hatte erreicht was sie wollte. Sie hat den in Not geratenen Brüdern Hilfe und Trost gebracht. Es war bezeichnend für sie, daß sie die Reise leicht nannte und nie von den Schwierigkeiten berichtete.

In all dieser Zeit wuchs unsere Gemeinde ständig. Als wir wieder in unsere Vorkriegswohnung in der Oltenistraße gezogen waren, kamen alle Arten von Leuten zu den Gottesdiensten, nicht nur

Juden, sondern auch Lutheraner, Baptisten, Pfingstler und einige aus einer evangelischen Bewegung innerhalb der Orthodoxen Kirche, bekannt unter dem Namen „Armee des Herrn“ (Heilsarmee? Salvation Army?).

Die Mission war nun offiziell unter der Obhut der Norwegischen Judenmission. Pastor Solheim zog von Galatz nach Bukarest, um die Leitung zu übernehmen, und dies war der Anfang einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen ihm und Richard, welche zu vielen neuen und anregenden Projekten führte. Sie teilten den Predigtendienst miteinander, indem sie abwechselnd den Sonntagsgottesdienst hielten. Während Solheim uns Gläubigen mehr zu geben hatte, predigte Richard mehr für die Ungläubigen. Aber mit der Zeit wurden seine Predigten immer tiefer, was keinen seiner Hörer unberührt ließ. Oft hatten sie eine poetische Schönheit und strahlten seine Naturliebe aus. Was mußte es für ihn bedeutet haben, später für so viele Jahre von der Natur völlig abgeschlossen zu sein!

Aber was mich an Richards Predigten am meisten traf, war seine unbarmherzige Verdammung der Sünde, jeder Sünde, eingeschlossen die unserer neuen kommunistischen Führer.

Jemand, der ihn zu dieser Zeit hörte, sagt: „Als ich ihn zum ersten Mal das Wort ‚Sünde‘ aussprechen hörte, wunderte ich mich, daß er wußte, daß ich in der Menge war. Als er das Wort zum zweiten Mal sagte, wäre ich am liebsten unbeobachtet verschwunden. Aber ich mußte bleiben. Als er es zum dritten Mal sagte, wußte ich, daß ich es zum Verschwinden bringen mußte.“

Ich fragte ihn nach dem Geheimnis seiner Macht, über die Sünde zu sprechen. Er antwortete: „Wenn ich auf der Kanzel bin, so nehme ich den Ausfluß meiner eigenen schrecklichen Schlechtigkeiten wahr. Nur die mit einem Dorn im Fleisch schreien laut über den Schmerz, welche Dornen verursachen können.“

Bintzea war ebenfalls eine gute Predigerin, aber sie sprach nicht gerne in einer öffentlichen Versammlung. Sehr viele Männer gingen aber auf den Zehenspitzen in die Frauenversammlungen, wenn sie mitten in einer Predigt war, und sie konnte nichts dagegen tun! Eine gewisse Brüderversammlung wünschte sie predigen zu hören,, aber sie durften keiner Frau erlauben, in ihrer Versammlung zu reden. So luden sie sie ein, in ihren Gottesdienst zu kommen. Sie sangen ein Lied, beteten und erklärten dann, daß die Versammlung beendet sei, indem sie beifügten: „Wir haben Schwester Wurmbrand unter uns. Da der Gottesdienst jetzt beendet ist, bleiben wir hier und hören ihr zu.“ Sie sprach zu ihnen über eine Stunde. Glücklicherweise war dies nicht in der Versammlung, so war die biblische Vorschrift betreffs Frauenpredigten völlig respektiert worden!

Einige von uns wünschten, tiefer in den christlichen Glauben einzudringen und bildeten eine akademische Gruppe unter der Leitung von Pastor Solheim, welche sich in seinem Haus zweimal monatlich zum Studium der Bibel und zu Vorlesungen trafen. Nach den Studien hatten wir gewöhnlich Diskussionen bei einer Tasse Tee. Zu dieser Gruppe kamen sehr viele Leute, welche sich aber nicht zur Kirche bekennen wollten und sonst nie den Gottesdienst besuchten.

Ich hatte meine Sonntagsschulklassen während des ganzen Krieges beibehalten, sogar als wir uns in Wurmbrands Schlafzimmer, welches in eine improvisierte Kapelle umgewandelt war, versammeln mußten. Jetzt war es wieder möglich, diese erneut in der Oltenistraße abzuhalten. Da diese Klassen zur selben Zeit abgehalten wurden wie die Gottesdienste, war es mir unmöglich, mit den andern anzubeten, deshalb wechselte eine andere Schwester, Alice, mit mir ab. Als ich 20 Jahre später Israel besuchte und einige meiner früheren Schüler traf, war es eine Genugtuung zu sehen, daß sie dem Herrn treu geblieben waren.

Ein neues unerwartetes Missionsfeld öffnete sich. Eine unserer Schwestern, Margrit, hatte irgendwie Zugang zu einem Frauengefängnis, und sie machte dort regelmäßig Besuche und nahm Nahrungsmittel, Medizin, Bibeln und christliche Literatur mit. Viele der Gefangenen interessierten sich und einige wurden bekehrt. Als Richard von dieser neuen Gelegenheit, für Christus zu zeugen, erfuhr, ermahnte er uns, dafür zu beten, daß der Herr Wege öffnen wolle, um ein größeres Werk in den Gefängnissen anzufangen; er selbst war der kühnste im Gebet für diese Sache. Natürlich dachte er, als amtierender Pastor ins Gefängnis gehen zu können, aber der Herr hatte seine eigenen Wege, dieses Gebet zu beantworten. Während der 14 Jahre, die Richard in der Gefangenschaft verbrachte, war er ein solcher Segen für die meisten, die mit ihm in Berührung kamen, daß es nach menschlichen Begriffen gar nicht ermessen werden kann.

Wenn ich jetzt mit einigen Freunden übereinstimme, daß wir auch für etwas Spezielles beten

sollen, so warne ich sie zugleich: es ist gefährlich zu beten, wenn wir nicht gewillt sind, die Konsequenzen auf uns zu nehmen. Der Herr kann unsere Gebete in einer Weise beantworten, wie wir es am wenigsten erwarten!

Die Beschäftigung in der Mission und vor allem die Freundschaft mit Bintzea und Richard waren mir eine große Hilfe, als meine Ehe anfang, in die Brüche zu gehen. Zu meinem großen Kummer war mein Mann ein aktiver Kommunist geworden, der durchs ganze Land reiste und politische Vorträge hielt. Er war nie zu Hause. Ich wußte auch kaum, wo er war, und lebte in fortwährender Angst, daß ihm etwas Schreckliches zugestoßen sei. Die Leute liebten die Kommunisten nicht und schlugen sie, so oft sie Gelegenheit dazu hatten. Am Ende einigten wir uns auf eine Scheidung und trennten uns als Freunde. Ich konnte seine politische Haltung nie teilen.

Am 9. Mai 1945, genau um 12 Uhr, war ich im Hof der Wurmbrands und horchte auf die Friedensglocken. Ich habe seither Bilder von anderen Ländern gesehen, wo die Leute in einen Freudentaumel gerieten. Als ich den Glocken lauschte, dachte ich darüber nach, wie verschieden der Ausgang des Krieges für uns war im Vergleich zu andern Ländern in Europa. Wir hatten auf Freiheit in jeder Form gehofft. Aber wir hatten keine Freiheit von der Furcht gefunden. Als eine Jüdin war ich eine Ausgestoßene unter der Naziregierung; nun schien es, als sollte ich weiter eine Ausgestoßene sein, da ich gegen den Kommunismus war.

Da war natürlich Freude darüber, daß das Morde zu Ende gekommen war, aber zu gleicher Zeit

war ich von einer tiefen Traurigkeit befallen. Sollte Rumänien je frei von russischen Truppen werden, die uns besetzt und die Macht im Lande an sich genommen hatten? Offiziell waren wir noch kein Kommunistenstaat, aber wir sahen klar, welcher Richtung wir zuzogen. Anna Pauker, welche während des Krieges durch einen hochstehenden rumänischen Offizier abgelöst wurde und eine russische Gefangene war, wurde nun die führende Persönlichkeit in der Regierung. Von den Behörden wurden kommunistische Massendemonstrationen organisiert, während deren die Läden geschlossen werden mußten. Ich sprach mit einigen kleinen Ladenbesitzern. Sie konnten sich aber nicht weigern zu schließen, aus Furcht, auf die Schwarze Liste gesetzt zu werden.

In jenem Herbst inszenierten die Kommunisten in Bukarest ein kleines Drama. Während einer der Demonstrationen war ein Gefecht vor dem königlichen Palast, in welchem einige Personen verletzt und eine getötet wurde. Die Kommunisten hatten dies inszeniert, damit sie die Schuld Mitgliedern der demokratischen Partei zuschieben konnten; die meisten von ihnen wurden später gefangen genommen oder deportiert. Da eine Wahl bevorstand, war es notwendig, einen Sündenbock zu haben.

Als die Wahl kam, gab es zwei Hauptgruppen: die Kommunisten, unter einem anziehenden Namen verhüllt, und ihr rechtsstehender Gegner. Zum ersten Mal in der rumänischen Geschichte konnten Frauen wählen. Ich wählte nicht. Es bestand eine gewisse Gefahr für Nichtwähler, da die Ausweispapiere im Wahlbüro gestempelt wurden. Jeder, der nicht an der Wahl teilnahm, wurde

als Staatsfeind angesehen. Als eine Bekannte mir vorwarf, meine „Pflicht“ nicht erfüllt zu haben, erwiderte ich, daß ich niemand habe, für den ich stimmen konnte. Wie konnte ich für die eine oder andere dieser zwei Parteien stimmen? Die Kommunisten haßten Gott. Ihre Gegner hatten die Unterstützung derjenigen, die die Juden haßten.

Das Symbol der Kommunisten war eine Sonne, das der Gegner ein Auge. Alle Plakate verkündeten, daß die Sonne das Auge verbrenne — wie es auch geschah. Als die Stimmzettel gezählt waren, hatten die Kommunisten mit großer Mehrheit gewonnen. Daß gewisse Leute bezahlt worden waren, um zweimal oder sogar mehrmals für die Kommunisten zu stimmen, erwähnte niemand. Die Wahl war ein Schwindel gewesen.

Meine Gedanken kreisten um die Möglichkeit, Rumänien zu verlassen. Vielleicht konnte ich nach Norwegen gehen. Oder vielleicht nach Palästina? Jakob und ich hatten oft in den ersten Tagen unserer Ehe darüber gesprochen, ob wir nach Palästina auswandern sollten, wenn der Friede gekommen war. Gewiß taten dies nun eine große Anzahl Juden, aber ohne Jakob war das Projekt nicht mehr so verlockend, und daneben hielten mich immer noch Familienbande in Rumänien fest.

Eines Sonntagmorgens im März 1946 ging die Glocke, als ich mich für die Kirche fertig machte. Ein fremder junger Mann stand da. Er sah verlegen drein.

„Frau Moise? Ich habe eine Mitteilung für Sie. Ihr Vater — — —“

Ich hatte eine schreckliche Vorahnung und fing an zu zittern.

„Ist er tot?“

„Er ist sehr krank.“

Ich konnte aus seinem Gebahren schließen, daß er nicht die Wahrheit sagte. Als ich darauf bestand, sagte er mir sanft, daß mein Vater während der Nacht gestorben sei.

Erst am Tage vorher hatte ich von ihm einen Brief erhalten — voller Liebe, wie alle seine Briefe an mich waren — und nun war er nicht mehr.

Es war ein schwerer Schlag. Wenige Wochen vorher war er noch bei mir gewesen, und als er nach Galatz zurückkehrte, hatte er mir gesagt, wie sehr ihn sein Besuch in Bukarest gefreut habe. Ich erinnerte mich lebhaft an so viele Dinge von ihm — seine warmen Hände, als ich noch als Kind neben ihm lief; seine liebevollen Worte für mich, und wie wir so oft zusammen gefrühstückt hatten. Wir waren beide Frühaufsteher, und während die andern noch schliefen, frühstückten wir zusammen. Er briet Fisch oder Speck mit Eiern, wenn wir uns diesen Luxus erlauben konnten, und wir tranken gewöhnlich einen 3-Liter-Topf Tee zusammen. Im Sommer saßen wir im Freien. Mein Vater war ein großer Blumenfreund, etwas, was ich von ihm geerbt habe, und wir genossen deren Duft in der frischen Morgenluft. Wir saßen oft da, ohne ein Wort zu sprechen. Es war für jeden genug zu wissen, daß der andere anwesend war. Im Herbst brachte er immer eine große Wassermelone, eine seiner Lieblingsfrüchte, welche mehrere Tage im Keller aufbewahrt wurde, um gekühlt zu werden.

Vater liebte die Kinder und verehrte seine Enkelin. Lisas erstes Wort war „zeida“, was jüdisch Großvater heißt. Jetzt hatten wir einen heißge-

liebten Freund verloren, und es war Lisa und ich, die ihn am meisten vermißten. Lisa fand einige Schneeglöckchen und legte sie in seine Hand zur Bestattung. Er war ganz allein im Haus gestorben. Rachel war auf Besuch bei Haim. Lisa war in der Mission. Als die Nachbarn bemerkten, daß er zur gewohnten Zeit nicht herauskam, öffneten sie die Türe mit Gewalt und fanden ihn tot. Es war sein Herz, das versagt hatte. Als ich ihn sah, war sein Mund verstellt wie in großem Schmerz, obwohl mich der Arzt tröstete, als er mir sagte, daß er nur einen kurzen Moment gelitten haben könne.

Ich versuche zu vergessen, wie er in diesem Augenblick aussah und erinnere mich lieber, wie er aussah, als ich ein Kind war und er neben meinem Bett saß und mir Lieder in Jiddisch mit seiner wunderbaren warmen Baritonstimme sang. Ich höre nie „Mein jiddische Mamma“, ohne einen Stich in meinem Herzen zu verspüren. Dies war das Lied, das er immer für mich sang.

8 Vorbereitungen zur Abfahrt

Jetzt band uns nichts Besonderes mehr an Rumänien. Wir alle wünschten fortzugehen. Haim war wieder verheiratet, mit einem sehr netten Mädchen, und sie planten, einen Neuanfang in der freien Welt zu machen. Ich träumte davon, nach Norwegen zurückzugehen.

Eines Tages, als ich Pastor Solheim eine englische Stunde gab, sagte er mir, daß Norwegen 600 Juden aus den Flüchtlingslagern eingeladen habe als einen freundlichen Schritt, die Juden zu ersetzen, die während des Krieges durch die Deut-

schen getötet worden waren. Plötzlich sah ich dies als Erfüllung meiner Träume. Ich schrieb sofort an Sven Wiig und bat ihn, mir zu helfen. Nun überstürzten sich die Dinge. Er schrieb mir, daß er ein Gesuch für mich eingereicht und die Erlaubnis zur Einreise in das Land erhalten habe.

Aber als ich mich um einen Paß bewarb, wußte ich nicht, was für Schwierigkeiten vor mir lagen. Es gab endlose Formulare zum Ausfüllen, in welchen anzugeben war, wie viele Sprachen ich spreche, und wie oft ich schon im Ausland gewesen sei. Ich erhielt viele Polizeibesuche unter dem Vorwand, daß sie weitere Informationen benötigen.

Ich wurde wegen dieser Besuche ganz nervös. Glücklicherweise hatte ich einige sehr gute Nachbarn. Wenn immer jemand zu uns auf Besuch kam — zu dieser Zeit lebten Lisa und Rachel mit mir — mußten sie an meines Nachbars Türe vorbei. Während der Mann die Polizei hinhielt, die wissen wollte, welches meine Zimmertüre sei, warnte mich seine Frau, so daß ich die Türe schließen konnte. Eines Tages war eine von Rachels Freundinnen mit ihrem zweijährigen Sohn auf Besuch. Wir fürchteten, er könne uns durch ein Geräusch verraten, während die Polizei an die Türe klopfte.

Die Untersuchungen dauerten mehr als ein Jahr, und am Ende erhielt ich eine Absage. Ich reichte ein neues Gesuch ein. Es lag mir nun noch mehr daran, aus diesem Land herauszukommen. Haim und seine Frau waren im Begriff abzureisen. Und da war noch Lisa. Was für eine Jugend lag vor ihr? Während des Krieges mußte sie mit dem Davidstern herumgehen, der sie als Jüdin bezeichnete, als sie noch ein Kleinkind war. Jetzt kam sie

von der Schule nach Hause zurück mit Geschichten, wie freundlich und gut „Papa Stalin“ sei. Rachel und ich sahen uns ganz entsetzt an, da wir sahen, wie unser Kind vergiftet wurde. Wir gaben ihr zu Hause ein sehr starkes Gegengift, und sie liebte auch die Sonntagsschule sehr, wo sie ganz anders gelehrt wurde. Aber es war nicht leicht. Wir mußten sehr aufpassen, was wir in ihrer Gegenwart sprachen, im Falle, daß ihr Lehrer sie ausfragen sollte. Lisa war nur 10 Jahre alt, und ich habe nie mehr ein Kind angetroffen, das loyaler gewesen wäre, aber wir fürchteten uns trotzdem.

Rachel hatte keine Papiere, die ihr erlaubten, in Bukarest zu bleiben. So oft sie ausging, stand mein Herz still, bis ich sie wieder sicher heimkehren sah. Eines Tages sagte sie mir, daß sie zu einer Hochzeit eingeladen worden sei. Als sie nicht zur angegebenen Zeit nach Hause zurückkehrte, begann ich mich sehr zu ängstigen, und als die Nacht hereinbrach, wuchs meine Angst. Ich wollte gerade Erkundigungen bei der Polizei und im Leichenhaus einholen, als sie erschien. Ich war so erleichtert, sie zu sehen, daß ich anfing zu weinen. Dies scheint eine Kleinigkeit zu sein, aber in jenen Tagen wurden täglich Razzien in der Stadt vorgenommen, wenn die Polizei gewisse Quartiere abriegelte und Wachtposten mit 2 oder 3 bewaffneten Soldaten an jeder Ecke aufstellten, um die Papiere der Leute zu prüfen. Wer nicht die richtigen Papiere hatte, konnte in große Schwierigkeiten geraten wie auch jene, die sie beherbergten.

Zu all diesem Elend mußten wir ständig unter Hunger leiden. Die Lage wurde immer schlechter. Wir hatten wieder eine Mißernte. Es war selten,

daß man sich nach einer ganzen Mahlzeit satt fühlte. Da waren immer lange Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften. Man nahm seinen Platz zuerst in der Schlange ein und fragte sich dann, wofür man Schlange stand. Es war eine rapid steigende Inflation, welche im Sommer 1947 für viele Leute unheilvoll endete, als das rumänische Geld stabilisiert wurde.

Ich gab Englischstunden, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, aber wenig Leute hatten das Geld, sich diesen Luxus zu leisten. Viele zahlten in Naturalien. Ich konnte z. B. eine Mahlzeit für eine Lektion erhalten. Oft erhielt ich eine Tasse Tee, manchmal mit 2 Zuckerstücken als Extrabelohnung. Ich fand immer einen Weg, die Zuckerstücke für dringliche Situationen aufzusparen, oder sie jemand zu geben, der es nötiger hatte als ich. Tausende Menschen waren buchstäblich am Verhungern, und wirklich schreckliche Dinge geschahen. Es gab sogar einen grauenhaften Fall von Kannibalismus.

Wir Erwachsene konnten den Hunger ertragen, aber wenn Lisa sich beklagte, „Mama, ich bin hungrig“, und wir ihr nichts zu geben hatten, so blutete mein Herz. Unsere Nachbarn hatten drei Kinder, und wir wußten, daß sie noch schlimmer daran waren als wir.

Irgendwie konnten wir uns durchbringen. Onkel Milo und Tante Fanny in Amerika sandten uns Lebensmittelpakete und Kleider und auch Geld. Als der Briefträger sah, wie glücklich wir waren, wenn wir einen Brief aus Amerika erhielten, fing er an, das Geld aus den Briefen zu stehlen; so mußten wir Vorkehrungen treffen, daß uns das Geld durch eine Bank überwiesen wurde. Das war

aber eine sehr komplizierte Sache, und als wir das Land verließen, mußten wir von Pastor Solheim Geld leihen, um unsere Führer über die Grenze zu bezahlen. Wir beauftragten die Bank, ihm das Geld zurückzuzahlen, da wir in Kürze eine Summe von 100 Dollar von Amerika erwarteten; aber er erhielt dieses Geld niemals.

Ich nahm mir diesen Sommer frei, um in einem interkonfessionellen Lager auszuhelfen, das Richard in Predeal organisiert hatte aus Geldern, die vom Weltkirchenrat gestiftet wurden. Er kam mit Pastoren und Priestern von vielen andern Kirchen überein, eine große Villa zu mieten, wo sie abwechselungsweise 14tägige Hausgesellschaften mit täglichen Gebeten und Bibelstudium veranstalteten und während des Tages Ausflüge machten. Diese Art von Ferien, obwohl sie im Westen etwas Normales waren, waren in diesen Tagen in Rumänien eine Neuheit und bildeten für die Teilnehmer eine willkommene Abwechslung. Trotz der Hungersnot war es den Organisatoren gelungen, genügend Essen zu besorgen. Viele waren überrascht, daß so viele Leute verschiedener Sekten miteinander Kameradschaft halten konnten. Während des Krieges hatten die Orthodoxen die Protestanten heftig verfolgt — Baptisten, Pfingstler, Brüder und Adventisten, jetzt aßen sie am gleichen Tisch und waren im Frieden mit jedermann. Ich nahm Lisa mit mir, und sie freute sich, mit Mihai und den andern Kindern spielen zu können. Für uns Helfer war es harte Arbeit, aber dafür sehr lohnend.

Während ich dort war, sollte Haim und seine Frau durch Predeal auf der ersten Station ihrer Reise nach Palästina dort vorbeikommen. Ich ging

an den Bahnhof, um sie zur festgesetzten Zeit zu sehen und wartete stundenlang, verfehlte sie aber und sollte sie für 20 Jahre nicht mehr sehen.

Als ich nach Hause zurückkehrte, machte ich einen neuen Versuch, einen Paß zu erhalten, der mir aber wieder verweigert wurde. So kam ich zu dem Entschluß, auf illegale Weise das Land zu verlassen — die einzige Möglichkeit für mich.

Was mich endlich zu diesem Entschluß brachte, war ein Vorfall, der trivial genug anfang. Ich stand in einer Schlange nach Gemüse, als zwei Leute vor mir anfangen zu streiten. Ein Kampf entspann sich, und ich versuchte, die Schlange zu verlassen. Die Wache, die die Schlange in Ordnung halten mußte, mißverstand meine Handlung und nahm mich fest. Glücklicherweise kannten mich viele Leute in der Schlange und waren so erbost, daß sie mit mir auf den Polizeiposten gingen und einen Ring um mich bildeten, und während sie mit der Wache argumentierten, ließen sie mich entschlüpfen.

Ich traute mich nicht, direkt nach Hause zu gehen aus Furcht, daß man mir folgen könnte, und als ich endlich das Haus erreichte, zitterte ich so sehr, daß ich in die Wohnung meiner Nachbarn ging, um mich zu erholen. Ich wollte Rachel nicht erzählen, was vorgefallen war, aber sie sah sofort, daß etwas nicht stimmte. Als wir später über den Vorfall sprachen, einigten wir uns, daß es das Beste sei, zu versuchen, so bald als möglich fortzukommen, ehe die Lage noch schlimmer werde. Die Leute, die mich verteidigt hatten, schrien dem Wachtposten zu: „Wir mußten vier Jahre lang die Nazierrschaft ertragen. Nun seid ihr Kommuni-

sten noch schlimmer . . . Wenigstens haben die Nazis keine wehrlose Frau eingesperrt, die eine Schlange verließ!“ Wir hatten eine Vorstellung davon, was kommen würde, und wollten, daß Lisa in einem freien und demokratischen Land aufwache. So suchte ich nach einem Mann, der uns über die Grenze brächte.

Aber einen solchen Führer zu finden war viel schwieriger, als ich es mir vorgestellt hatte. Obwohl ich wußte, daß viele Juden das Land in Begleitung eines Führers von Bukarest aus verließen, so war es mir unmöglich, herauszufinden, wer dies organisierte. Wir waren nun schon weit im September, und ich fürchtete, daß, wenn wir nicht bald fortgingen, der Winter einsetzen und die Flucht unmöglich machen würde. So machte ich Rachel klar, daß wir die Stadt verlassen und einen Führer in einem der Grenzorte finden müßten.

Rachel war nicht sehr begeistert.

„Wir könnten gerade so gut auf den Frühling warten“, schlug sie vor. „Sicher kann die Lage nicht schlimmer werden. Wir wollen uns doch nicht mitten im Winter in einem fremden Land in eine verzweifelte Lage begeben.“

Ich war aber nicht ihrer Meinung.

„Wenn wir bis zum Frühling warten, ist es zu spät. Dann werden wir nicht mehr herauskommen.“

Es erwies sich, daß ich Recht hatte. Drei Wochen, nachdem wir das Land verlassen hatten, wurden die Grenzen geschlossen.

Während wir unsere Vorbereitungen trafen, wurde Richard wieder einmal festgenommen. Diesmal waren wir schwer in Sorge, da die Kommunisten

geschworen hatten, daß sie ihn unschädlich machen würden, sobald sie ihn hätten. Wir wußten, wo er sich aufhielt, aber niemand durfte ihn besuchen. Bintzea setzte wie gewohnt ihre Arbeit, zu trösten und andere zu ermutigen, fort —, sie, die selbst so viel Trost benötigte! Aber als ich mit ihr allein war, verbarg sie mir ihre Sorge nicht, und ich sah sie zum ersten Mal weinen. Eines Tages wollte ich gerade fortgehen, als ein sehr lästiger Besucher vorsprach. Bintzeas Augen füllten sich mit Tränen. „Bitte verlassen Sie mich jetzt nicht“, bat sie. Ich hatte sie noch nie in einem solchen Zustand gesehen.

Rachel und ich hatten in aller Ruhe angefangen, unsere Sachen zu verkaufen. Ich hatte mir eine sehr gute Bibliothek angeschafft, und meine Bücher zu verkaufen, war die schwierigste Aufgabe. Ich fand eine Lösung. Ich machte meinen besten Freunden die Bücher zum Geschenk, die ich am meisten schätzte.

Wir entschlossen uns am 21. Okt. wegzugehen, und an unserem letzten Sonntag in Bukarest war die Hälfte der Gemeinde zum Mittagessen in Wurmbrands Heim. Zum letzten Mal verrichtete ich meine Pflicht, Bintzea beim Servieren zu helfen. Optimistisch verkündigte ich „Ab heute in zwei Wochen werde ich in Oslo zu Mittag essen“!

Zwei Tage vor unserer Abreise erschien Richard wieder. Die Behörden konnten keinen richtigen Verhaftungsgrund gegen ihn finden und ließen ihn gehen, indem sie sich für später das Recht und Vergnügen aufsparten, ihn wieder zu verhaften. In der Zwischenzeit wollten sie herausfinden und beobachten, wer seine Mitarbeiter waren. Er war

abgemagert und sah schlecht aus, wie wenn er aus dem Grab zurückgekommen wäre. Daß nur drei Wochen der Gefangenschaft einen Mann so vollständig umwandeln konnten, hätte ich nie geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Er war krank und hustete heftig. Binteza brachte ihn ins Bett und pflegte ihn liebevoll mit glücklichem Gesicht, da sie ihren Richard wieder bei sich hatte — um so mehr, weil einer der untersuchenden Offiziere nicht nur bekehrt worden war, sondern ihm auch die Denunziation gezeigt hatte, die seine Verhaftung herbeigeführt hatte. In dieser Handlungsweise sah Richard ein Zeichen wirklicher Reue.

Ich war auch glücklich. Da ich jetzt wußte, daß er wieder ein freier Mann war, war es für mich leichter, meine Freunde zu verlassen. Als ich ihn zum Abschied küßte, fragte ich ihn, ob er irgendwelchen Auftrag für die Israelmission in Norwegen habe.

„Sage ihnen, daß die Erde unter unseren Füßen brennt“, sagte er.

Ich bat ihn, nochmals zu überlegen, ob er das Land nicht lieber verlassen wolle, da es für uns alle klar war, daß er und seine Familie in großer Gefahr standen.

Er sprach ein solch entschiedenes „Nein“, daß es nutzlos war, weiter in ihn zu dringen.

Er sagt mir nun, daß ich damals versprochen habe, alles in meiner Macht stehende zu tun, um ihn nach Norwegen zu bringen. Ich kann mich an dies nicht erinnern, bin aber sehr stolz, daß es mir der Herr schenkte, daß ich diese treuen Freunde in die freie Welt hinausbringen durfte, wo sie zu einem solch großen Segen für viele wurden.

9 Flucht in den Westen

„Was für einen Namen haben Sie gesagt, Madam?“

Ich stand in der Empfangshalle eines der elegantesten Hotels in Kopenhagen, im Bewußtsein meines schäbigen Pelzmantels und eines nicht zu sauberen Taschentuches, welches mein Haar bedeckte. Neben mir stand müde und mit aufgelöstem Haar Lisa und bewachte unsere beiden verbrauchten Handkoffer, welche mit Schnüren zusammengebunden waren. Der Sekretär, der mich mit unverhohlener Bestürzung ansah, wiederholte seine Frage.

„Moise“, sagte ich mit fester Stimme. „Soviel ich weiß, hat Mr. Wiig ein Zimmer für uns reserviert.“

Der Sekretär nahm seine Haltung wieder ein. „Ja, Madam, natürlich. Der Portier wird Ihnen den Weg zeigen.“

Es war ein Traumzimmer, alles in blau und beige gehalten. Ich habe mich nie in meinem Leben so fehl am Platze gefühlt. Ich nahm ein Bad und wusch meine Haare. Es war herrlich, aber ich wurde meine Läuse nicht los.

Dieser Pelzmantel! Wie oft wollte ich ihn in den letzten Monaten fortwerfen in Verzweiflung! Ich hatte ihn erstens darum getragen, weil er das wärmste war, was ich hatte. Als wir uns in jener mondlosen Nacht anfangs November zu Fuß auf den Weg machten, um einem unbekanntem Führer nach Ungarn zu folgen, trug ich zwei Kleider, zwei Röcke, mehrere Garnituren Unterwäsche — und den Pelzmantel. Wir mußten zehn Tage

in der Grenzstadt Satu Maru warten, ehe wir zwei Männer fanden, die uns führten, und nun waren wir da, unsere kleine Gesellschaft: Rachel, Lisa und ich, eine andere junge Familie mit zwei kleinen Kindern im Alter von vier und sechs Jahren, ein katholischer Priester und die beiden zweifelhaft aussehenden Führer.

Den Kindern wurde ein Schlaftrunk gegeben, und die Männer wechselten sich im Tragen ab. Lisa marschierte mit uns. Wir kamen durch schlafende Dörfer, wo die Hunde fürchterlich zu bellen angingen, so daß es sicher schien, daß jemand geweckt werde und uns entdeckte. Einmal sah ich auch die Silhouette eines Soldaten, der unter einer beleuchteten Tür stand und seinem Hund rief. Mein Herz stand fast still, und ich war buchstäblich steif vor Angst. Der Wind blies jedoch nach der anderen Seite, und das Tier hörte und witterte uns nicht, und der Soldat verschwand bald im Hause.

Wir wanderten durch Wälder, durch Dörfer, über gepflügte Felder. Wir gingen die ganze Nacht hindurch, und ich fühlte mich, als hätte ich Räder in meinen Hüften, welche meine Beine automatisch gehen ließen. Ich fragte mich, ob es mir jemals möglich wäre, anzuhalten. Ich schaute nach Lisa, die mühsam neben mir ging, ohne ein Wort der Klage. Das Herz ging mir über. Mit erst zehn Jahren mußte sie schon so viel Mühsal und Entbehrung ertragen. Aber sie hatte auch die Liebe und Freude der Freundschaft erfahren, und so wußte ich, daß sie doch auf festem Grund stand, was immer auch das Leben für sie bereithielt.

Es war sieben Uhr morgens, als wir unseren ersten Ruheplatz erreichten. Ich habe nie eine so

dreckige Hütte gesehen. Um die Wohnstätte der Familie zu erreichen, mußten wir zuerst durch den Stall, wo eine Kuh und mehrere Schweine untergebracht waren. Der Gestank war schrecklich.

Der Raum, in welchem fünf Leute lebten, war sehr klein, und die Möbel bestanden aus drei Bänken an der Wand entlang und einem Tisch in der Mitte des Zimmers. Vater, Mutter und das älteste Kind lagen auf einer Bank, während zwei Knaben im Stroh am Boden schliefen. Als wir den Raum betraten, sanken unsere Kinder auf den Boden und schliefen sofort ein. Wir Erwachsene durften uns nicht hinsetzen, und es wurde uns nicht einmal ein Glas Wasser gegeben, bis wir ihnen Seife, Zucker und andere Dinge als Bezahlung ausgehändigt hatten, damit wir bis zum Nachteinbruch in der Hütte bleiben durften.

In dieser Nacht führten uns unsere Führer zu einer jüdischen Familie, welche uns mit einer ungarischen Judenorganisation in Verbindung setzte. Wir zahlten ihnen und dankten für ihre Hilfe. Sie waren ehrlich mit uns und halfen uns sogar mit unserem Gepäck. Wir hatten Geschichten von andern Führern gehört, welche die Flüchtlinge zuerst beraubt und dann der Polizei angezeigt hatten.

Am nächsten Tag einigten wir uns mit einem Mann, der uns mit einem Karren nach Pecs bringen sollte. Stunde um Stunde zogen wir über die ungarische Ebene. Obwohl Rachel einen Schal über ihrem Kopf hatte, war ihr natürlich schwarzes Haar vollständig weiß von Staub. Sooft wir einen Radfahrer, einen andern Wagen oder jemand gehen sahen, wagten wir nicht zu atmen, bis sie vorüber waren.

Endlich kamen wir in Pecs an, dem Sammelplatz für alle Flüchtlinge, wo wir unter der Obhut der Alliah standen, der jüdischen Organisation, welche uns nach Wien bringen sollte. An jenem Abend wurden wir alle in versiegelte Viehwagen gebracht und verwarnt, uns ganz still zu verhalten, bis wir nach Budapest gelangten, wo uns ihre Leute erwarteten. Das Lager in Budapest war so überfüllt und schmutzig, daß ich sofort zu der norwegischen Mission ging, wo Pastor Seland uns mit offenen Armen begrüßte und uns für eine ganze Woche aufnahm, ehe uns die Alliah nach Wien weitersandte.

Dieser letzte Teil unserer Reise war die größte physische Anstrengung, die ich je in meinem Leben durchgemacht habe. Es waren 180 von uns, die in vier Kippwagen gepfercht wurden, und zwar so nahe zusammen, daß man nicht einmal die Hand zum Munde führen konnte, um einen Bissen von dem Brot zu nehmen, das uns als Wegzehrung mitgegeben worden war. Wenn die Kinder Wasser lassen mußten, so mußten sie dies auf der Plattform des Viehwagens verrichten. Viele waren zu nervös und näßten später ihren Eltern die Knie. Wir wagten nicht anzuhalten und sie hinausgehen zu lassen.

Plötzlich ging ein Murmeln der Angst durch den Kippwagen. Seit einiger Zeit sahen wir einen Privatwagen hinter uns fahren. Jetzt kam ein zweiter Wagen und fuhr vor dem ersten Kippwagen. Wir dachten alle: „Dies ist die Polizei, und es ist aus mit uns.“ Es war die Polizei, aber sie kam nur, um zu sehen, daß wir sicher an die österreichische Grenze kamen. Die Alliah hatte per Kopf jedes Flüchtlings eine gewisse Summe der unga-

rischen Regierung bezahlt, und es war in ihrem Interesse zu sehen, daß wir die österreichische Grenze sicher überschritten.

In der Mitte eines Waldes hielten die Wagen, und wir gingen hinaus, um etwas Nahrung aufzunehmen und ein wenig zu ruhen, ehe wir anfangen zu laufen. Es regnete heftig. Der Schmutz hängte sich an unsere Füße, so daß jeder Schritt eine Anstrengung kostete. Mein vollständig durchnäßter Pelzmantel wurde immer schwerer. Allmählich warf ich den größten Teil meines Gepäcks fort, einschließlich einer Wolldecke, was ich später bereute.

Rachel und ich verloren die Nerven und begannen zu zanken. Einmal verlor ich sie im Dunkeln aus den Augen und rief unbedachterweise ihren Namen, worauf ein Mann hinter mir her kam und mich so stark schlug, daß ich hinfiel. Wir passierten die russisch besetzte Zone, und ich hätte leicht die ganze Gesellschaft verraten können. Es gab noch einen anderen Moment des Schreckens in der Nacht, als wir glaubten, Lisa verloren zu haben.

Rachel hatte darauf bestanden, möglichst viel Gepäck mitzunehmen. Ich hatte sie gewarnt, daß sie nicht erwarten könne, daß ich ihr helfe. Aber als ich sie unter der Last stolpern und seufzen sah, ergriff ich ihren Koffer. Auf einmal spürte ich ganz deutlich die Anwesenheit unseres Vaters, und hörte seine Stimme, die sagte: „Ich will euch helfen, meine Kinder.“ In diesem Moment schien es, als ob der Koffer aus unseren Händen weggenommen worden wäre. Ich schaute auf Rachel, ihre Schritte waren elastisch, ihr Atem war regelmäßig, und es war ein neues Licht in ihren Augen.

Eine Stille kam über uns. Ein wenig später näherte sich uns ein österreichischer Soldat, der anscheinend aus dem Nichts kam. Ich war sicher, verhaftet zu werden, aber stattdessen fragte er uns, ob er uns mit dem Gepäck helfen könne.

Es war erst einige Monate später, daß ich es wagte, Rachel zu sagen: „Weißt du, daß Vater uns half, als wir in jener Nacht die österreichische Grenze überschritten?“

Sie schaute mich mit Verwunderung an. „Hast du es auch gefühlt? Ich wagte nicht, dir etwas davon zu sagen, da ich fürchtete, du würdest mich auslachen.“

Das Flüchtlingslager, in das wir in Wien gebracht wurden, war eine frühere Schule mit großen Räumen, von welchen jeder 25 Personen von uns als Schlafzimmer, Wohnzimmer und Küche diente. Der Schmutz und das Elend waren unbeschreiblich.

Obwohl ich nie besonders heikel im Essen war, konnte ich sechs Wochen fast nichts anrühren. Der Geschmack war nicht zu schlecht, aber alles, was wir erhielten, war von einer gelblich-grünen Farbe, welche mir den Appetit nahm, ehe ich anfing zu essen. Ehe wir auf die Toilette gingen, mußten wir Gummistiefel anlegen, aber auch dies half nicht immer. Aber wir waren endlich in einem freien Land.

Das Lager war jüdisch, und ich wußte, daß Schwierigkeiten entstehen könnten, wenn man entdecken würde, daß ich eine Christin war. So las ich meine Bibel heimlich, aber nach sechs Wochen verriet mich jemand — ich entdeckte später, daß es jemand war, der in der Nachbarschaft der Wurmbrands gelebt hatte und mich als deren

Freundin erkannte. Ich wurde vor die Lagerbehörde zitiert, die mich beschuldigte, eine Verräterin meines Volkes zu sein, und schickten mich weg. Rachel und Lisa wurden ebenfalls ausgewiesen.

Wir erhielten vorübergehend Unterkunft bei katholischen Nonnen, welche eine Zuflucht für Prostituierte leiteten, bis wir weitere Unterkunft fanden, was keine leichte Sache war. Ein „arisches“ Lager weigerte sich, uns aufzunehmen, da wir Juden waren. Zuletzt wurden wir dank der Hilfe einer Dame vom norwegischen Roten Kreuz in unser ursprüngliches Lager zurückgenommen, wo wir lange Zeit von den anderen Insassen gemieden wurden.

Aber trotz alledem hatte das Lagerleben auch seine freundlichen Seiten. Am 21. November 1947, dem Tag, an dem verkündet wurde, daß die Juden eine nationale Heimstatt in Palästina haben sollten, brach große Freude im ganzen Lager aus. Wir feierten mit einer Extraration gebratener Hühner und weißem Brot, und es gab Schokolade und Extramilch für die Kinder. Bis spät in die Nacht sangen wir jüdische Lieder, tanzten und machten Musik. Vorübergehend vergaßen wir unsere Schwierigkeiten, umarmten uns gegenseitig und dankten Gott, daß wir diesen Moment erleben durften.

20 Jahre später erlebte ich einen anderen großen Moment in der Geschichte des jüdischen Volkes. Ich war in Israel, als Jerusalem am 7. Juni 1967 befreit wurde. Ich kann ehrlich sagen, daß neben meiner Taufe dies der größte Tag meines Lebens war. Zum ersten Mal verstand ich völlig, wie nahe dem Herzen jedes Juden die Stadt Jerusalem ist —

alt oder jung, reich oder arm, gebildet oder ungebildet — wo immer er auch auf der Erde lebt „Wenn ich dich, oh Jerusalem, vergesse, so lass' meine Hand ihre Verschlagenheit vergessen.“

Ich blieb drei Monate im Lager, ehe ich einen norwegischen Paß für Lisa und mich erhielt. Rachel, die nach Israel gehen wollte, mußte zurückbleiben. Obwohl Lisa traurig war, ihre Mutter zu verlassen, freute sie sich doch auf die Bahnfahrt; sie hatte gehört, daß es sogar einen Schlafwagen gab mit sauberen Bettüchern!

Und so kamen wir nach Kopenhagen, und am nächsten Tag nach Oslo, wo Sven am Quai auf uns wartete. Als ich die Küstenlinie von Norwegen in Nebel und Kälte erblickte, fragte ich mich, was die Zukunft bringen würde. Die Worte des Apostels Paulus kamen mir in den Sinn: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, das vor mir ist“, und ich faßte den festen Entschluß, ein guter Bürger meiner Wahlheimat zu sein.

10 Norwegische Bürgerin

Es war nicht leicht, neu anzufangen. Zuerst mußte ich mich im Spital operieren lassen. Als ich wieder hergestellt war, ließ ich mich als Hausmädchen anstellen und ging abends in eine Sekretärinnenschule. Nach einem Jahr hatte ich eine Bürostelle mit einem recht guten Gehalt. Ich fand ein kleines Appartement mit einer Kochnische, wo ich ein Heim für Lisa einrichten konnte; sie war bei Freunden geblieben, bis ich mich eingerichtet hatte. Im Rumänischen sagen

wir: „Sarut mana – Ich küsse ihre Hand“, wenn wir jemandem auf besondere Weise danken wollen. Eines Tages, als Lisa den Fußboden gefegt hatte, sagte ich zu ihr: „Sarut mana“, und sie antwortete: „Es ist an mir, ‚Sarut mana‘ zu sagen, denn ohne Dich hätte ich keinen Fußboden, den ich scheuern könnte.“ So dankbar waren wir, zusammen ein kleines Heim zu haben.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Norwegen erhielt ich folgende kurze Notiz von Bintzea: „Richard ist krank und im Sanatorium“, woraus ich entnahm, daß er wieder im Gefängnis war. Arme Bintzea und Richard! Wie mir mein Herz weh tat, denn ich wußte sehr wohl, wie sehr sie zu leiden hatten. Ich wußte, vielleicht wie niemand sonst, wie sehr sie Richard bewunderte, und wie er auf sie angewiesen war. Aber sie würde ihre Verzweiflung nie zeigen.

Nun, da ich ein wenig eigenes Geld hatte, konnte ich beginnen, darüber nachzudenken, wie ich meinen Freunden in Rumänien helfen könnte. Von meinem Zehnten fing ich an, gelegentlich Pakete zu senden, und so fing auf bescheidene Weise ein Werk an, das ich während mehr als 20 Jahren weiterführte. Ich weiß nicht, wieviele Pakete ich gesandt habe, noch weiß ich genau, wieviel Geld für diese Arbeit durch meine Hände ging. Aber ich halte es für möglich, daß mir von privaten Personen und verschiedenen Organisationen ca. 250 000 DM anvertraut wurden, um den Christen hinter dem Eisernen Vorhang Hilfe zu senden. Ich habe seither einige getroffen, die solche Pakete erhielten, und sie sagten mir, daß sie nur dank dieser Hilfe im-

stande waren, zu überleben. Die meisten der Empfänger waren so arm, daß sie den Inhalt nicht für sich selbst behalten konnten, sondern ihn verkauften und das Geld zum Einkauf von Lebensmitteln und andere Notwendigkeiten verwendeten. Ich war gerührt, als mir meine Freundin Riva in einem Brief mitteilte: „Ich bin glücklich, weil ich Dir sagen kann, daß ich endlich imstande war, einen Besen und eine Pfanne zu kaufen, die ich während Jahren so sehr benötigt hatte.“

Obschon ich in Norwegen bald viele gute Freunde hatte, fand ich heraus, daß ich mich nach der Gemeinschaft mit Judenchristen sehnte. Es war das Jüdische, das ich vermißte. Jene wenigen, denen ich seit meiner Ankunft in Norwegen begegnet war, hatten es sich erlaubt, vollständig im neuen Land aufzugehen. Es schien, daß sie von dem Moment an, da sie getauft worden waren, es beinahe vergessen hatten, jemals Juden gewesen zu sein. Dies ist etwas, das zu verstehen ich nie fähig gewesen war. Für mich bedeutete ein Christ zu werden etwas, das in mir das Verlangen weckte, eine noch bessere Jüdin zu werden als zuvor. Schließlich ist Jesus Christus ein Jude, und er ist mein älterer Bruder.

So kam meine ausgehungerte jüdische „Neschoma“, meine Seele, wieder zum Leben, als ich der skandinavischen judenchristlichen Konferenz in Göteborg beiwohnte, die von der Internationalen Judenchristlichen Allianz unterstützt wurde. Kurz nach meiner Ankunft zu Hause wurde ich zur Vertreterin Norwegens ernannt, und im darauffolgenden Jahr wählte man mich zum Mitglied des Exekutivkomitees des IHCA

(International Hebrew Christian Alliance). Es gelang mir, die andern Komiteemitglieder zu überreden, mir jährlich eine größere Summe für die Unterstützung der Judenchristen in Rumänien zuzugestehen, und so war ich von da an imstande, regelmäßig Pakete an jene zu senden, die in Not waren.

Im Jahre 1948 mußte Herzi und Pastor Solheim mit seiner Familie aus Rumänien zurückkehren. Die arme Herzi war nahezu 80 Jahre alt und hatte gehofft, den Rest ihres Lebens bei ihren „Kindern“ in dem Lande zu verbringen, das sie lieben gelernt hatte. Im nächsten Jahr wurde Mami des Landes verwiesen. Sie brachte die schlechte Nachricht, daß nun auch Bintzea im Gefängnis war und Mihai von einer der Schwestern betreut würde. Ich suchte die besten Kleider zusammen, die ich hatte — Kleider waren in Norwegen immer noch rationiert — einschließlich meines guten Wintermantels, von dem wir eine Art Überwurf machten, um sie warm zu halten, während sie am berüchtigten Kanal arbeitete. Natürlich, diese Dinge erreichten sie nie.

Es schien so wenig zu sein, was ich tun konnte, während sowohl Richard wie Bintzea im Gefängnis waren, und es bestand keine Möglichkeit, mit ihnen in Verbindung zu treten, oder überhaupt zu wissen, ob sie tot oder am Leben waren. Das einzige, das ich tun konnte, war zu beten und wenn immer möglich weiterzufahren, an andere ein wenig materielle Hilfe zu senden, die obschon nicht im Gefängnis, fast ebenso sehr litten.

Da gab es solche, die versuchten, mich abzuhalten: „Du bist selber nicht sehr gut daran“,

argumentierten sie. „Warum beraubst du dich immer noch weiter, wenn du nicht sicher sein kannst, daß die Hilfe, die du sendest, überhaupt jene erreicht, die sie brauchen? Es ist ja nur ein Tropfen auf den heißen Stein.“ Ihnen antwortete ich immer, daß solange wir nicht mehr tun können, es unsere Pflicht sei, selbst diesen kleinen Tropfen weiterzugeben. Wir müssen in kleinen Dingen treu sein, dann werden die großen Dinge von selbst kommen.

Ich wurde Bürgerin von Norwegen. Am 27. März 1953 schwor ich der norwegischen Verfassung Treue. Es war wunderbar, zu fühlen, daß ich irgendwo hingehörte; daß ich nun alle die Rechte und Pflichten der anderen Bewohner dieses wunderschönen und freundlichen Landes hatte, daß ich eine der Ihrigen geworden war. Ich hatte nie wirklich gefühlt, daß ich zu Rumänien gehörte. Jenes Land hatte mir zu viele Leiden verursacht. Meine Alpdrücke wurden langsam weniger häufig, aber bis zu diesem Tag habe ich manchmal geträumt, daß ich auf einer Straße von Bukarest gehen würde, wo Verhaftungen stattfänden, und ich unter den Opfern sei. Es war erst einige Jahre nach meiner Ankunft in Norwegen, daß ich einen Polizeibeamten erblicken konnte, ohne daß mein Herz stillstand. Als ich einmal allein im Büro war, kamen zwei Männer in Uniform in den Raum. Ich fiel beinahe in Ohnmacht. Die armen Männer waren nur gekommen, um den Feualarm zu überprüfen!

Die schlechte Gesundheit, die mich mein ganzes Leben lang belästigt hatte, begann mich wieder zu plagen, und ich hatte längere Zeitab-

schnitte im Spital zu verbringen. Im Herbst 1954 hatte ich mich einer Rückgratoperation zu unterziehen und verbrachte mehrere Monate in einem Gips, der das meiste meines Körpers bedeckte. Lisa war schon längst zu ihrer Mutter nach Israel gegangen, die wieder geheiratet hatte. Auch Mami war in Israel. Herzi lebte im Lande. So war zu dieser Zeit keines meiner Lieben in meiner Nähe, doch die Leute waren sehr freundlich. Einmal in der Woche kam eine Frau, um meine Wohnung zu reinigen; eine befreundete Krankenschwester kam alle paar Tage, um mich unter dem Gips zu waschen und meine Freundinnen über der Straße, Blanche, und Gyuri, besuchten mich so oft wie möglich und halfen mir mit dem Einkaufen.

Im ganzen war ich 13 Monate von der Arbeit weg. Zu jener Zeit war der norwegische Gesundheitsdienst noch nicht so gut ausgebaut wie heute, so daß ich während sechs Monaten ein Einkommen von nur 50,— DM je Monat hatte. Ich lernte kleine Plastiktierchen und Perlblumen anzufertigen, die ich verkaufte, um ein wenig zusätzliches Geld zu verdienen. Es war nicht leicht, da ich unfähig war, aufrecht zu sitzen; der Gips hielt mich in einer ständigen halbliegenden Stellung. Ich las viel und begann einen Korrespondenzkursus in Französisch, aber das Schreiben war zu schwierig, und ich mußte es aufgeben. Ich schien dazu verurteilt, nie richtig Französisch zu lernen!

Das Entfernen des Gipsverbandes war nicht eitel Freude. Ich hatte vergessen, wie man aufrecht saß und meine Muskeln mußten alles wieder von vorne lernen. Das Gehen erforderte

große Vorsicht. Als ich die Arbeit wieder aufnahm, konnte ich zuerst nur stundenweise arbeiten, doch nach und nach wurde ich wieder stärker, und ich war unbeschreiblich dankbar, als ich meine Arme und Beine wieder normal gebrauchen konnte.

Nun war mir mehr denn je daran gelegen, meinen Freunden in Rumänien zu helfen, besonders als die Nachricht eintraf, daß Bintzea aus dem Gefängnis war. Sie schrieb selten, und ihre Briefe waren immer sehr sorgfältig aufgesetzt; aber ich wußte wenigstens, daß sie am Leben war. Niemand wußte irgend etwas von Richard. Später erfuhren wir, daß man ihm auf der Gefangenenliste einen falschen Namen gegeben hatte, damit ihn niemand auffinden konnte. Da erinnerte ich mich, wie inbrünstig er um ein christliches Gefängniswerk gebetet hatte. Nun war er selbst die Antwort auf dieses Gebet. Auch ich betete — nämlich daß er ein mächtiger Segen für alle werden möchte, mit denen er in Berührung kam. Dieses Gebet wurde in höchst wunderbarer Weise beantwortet.

Dann, eines Tages, im Jahre 1956, erhielt ich die erstaunliche Nachricht, daß Richard, den die meisten als tot aufgegeben hatten, nach 8 Jahren Freiheitsentzug befreit worden war. Der Grund dafür war sein derart fortgeschrittener Krankheitszustand, daß die Behörden fürchteten, er würde im Gefängnis sterben. Weil sie dies nicht geschehen lassen wollten, entließen sie ihn. Nachrichten dieser Art verbreiten sich in Rumänien rasch und Brüder von überall her im Lande kamen, um ihn zu sehen und ihm alle Arten von Geschenke zu bringen, hauptsächlich Nah-

rungsmittel. Gute Pflege und genügend zu essen war wirklich das, was er brauchte, und in kurzer Zeit hatte er sich so gut erholt, daß er wieder anfang zu predigen. Einer unserer gemeinsamen Freunde, der im Gefängnis von Richard getauft worden war, besuchte ungefähr zu dieser Zeit Norwegen und erzählte mir etwas, das mich ungemein berührte, aber nicht überraschte, da ich Richard so gut kannte. Es scheint, daß die Regierung Richard Geld anbot, wenn er aufhören würde zu predigen, worauf er kurz und bündig geantwortet haben soll: „Umsonst habe ich das Evangelium bekommen, umsonst gebe ich es weiter.“

Innerhalb der judenchristlichen Gemeinde jedoch schien es nicht zum besten bestellt zu sein. Nachdem Richard verhaftet worden war und Solheim Rumänien verlassen hatte, blieb die Kirche der Obhut von zwei jungen Männern anvertraut: David, dem Richard bei der theologischen Ausbildung geholfen hatte und Peter, einem jungen deutschen Juden, der mehr wie ein Deutscher aussah als ein Jude oder ein Rumäne. Peter war irgendwie ein eingebildeter Intellektueller. Es wurde gesagt, er „predige über die Köpfe hinweg.“ Er hatte eher die Eigenschaften einer kühlen Natur, welche ihn bei den Leuten nicht beliebt machte. Weder David noch Peter waren geborene Führer. Umso mehr fühlten die Leute den Verlust von Richard und Bintzea. Daher nahm die Besucherzahl allmählich ab.

Als Richard zurückkehrte, strömten sie natürlich wieder zusammen. Dies war ein Grund zur Eifersucht, und David und Peter, die sich als rechtmäßige Pastoren betrachteten, verboten

Richard zu predigen. Richard und Bintzea fanden, daß alle möglichen kleinen Schwierigkeiten in ihren Weg gelegt wurden. Die Spannungen wurden noch dadurch vermehrt, daß sie mit David und Mary in einer Wohnung zusammenleben mußten. Es entstanden dadurch Zänkereien. Eine davon endete damit, daß Mary Bintzea ins Gesicht schlug. David schrieb mir einen Brief, der voller Anklagen gegen Richard war, während Richard traurig schrieb: „Das Kind, welches ich an meiner Brust genährt habe, hat mir viel Schmerzen bereitet.“ Dies war der stärkste Ausdruck, den er je über diese Situation verwendet hatte. Als er nach zwei Jahren „Freiheit“ wieder verhaftet wurde, sandte mir David einen triumphierenden Brief, der mit der Feststellung endete: „Dieser Mann verfault nun im Gefängnis.“

Es war alles sehr traurig. Leute, die zu jener Zeit in Rumänien waren, haben mir seither erzählt, daß es David selber gewesen war, der Richard angezeigt und damit seine Wieder-Verhaftung und zweite Gefängniszeit verursacht hatte. Richard hat mir die ganze Geschichte erzählt, aber er wird sie niemals veröffentlichen. Ich habe ihn nie anders als liebevoll sprechen hören über jene, die ihn denunzierten, und er hat es jedermann verboten, über sie nachteilig zu sprechen, obschon er selbst sehr barsch ist gegenüber jenen, die andere anzeigen. Wenn er über seine Angeber befragt wird, zuckt Richard seine Schultern und antwortet unverändert: „Er hat mir nicht geschadet. Niemand kann mir schaden, der mich nicht zu seiner Bosheit verführen kann. Es sind jene, die Böses tun, die dadurch Schaden leiden.“

So war Bintzea wieder alleine, mit keinen anderen Existenzmitteln als die Pakete, die sie von ihrer Familie und von mir erhielt. Aber da ich sie so gut kannte, wußte ich, daß sie hungern würde und die letzte Schnitte Brot hergäbe, wenn sie dächte, daß jemand anders sie mehr benötigte. Als ich hörte, daß sie zu stricken begonnen hatte, um etwas Geld zu verdienen, war ich wie vom Donner gerührt. In all den Jahren unseres persönlichen Umgangs hatte ich sie nie mit einer Strick- oder Nähnadel in ihren Händen gesehen. Sie fand solche Beschäftigungen äußerst langweilig und betrachtete sie als eine Verschwendung von Zeit, die man besser verwenden könnte, wie z.B. lesen, oder besuchen von Kranken und Bedürftigen.

Soweit ich aus ihren Briefen verstehen konnte, die meistens etwas verschlüsselt waren, wollte sie Rumänien nicht verlassen, solange Richard im Gefängnis war. Zwar hatte man ihr offiziell mitgeteilt, daß er tot sei — doch sie glaubte es nicht.

Ich war deshalb sehr überrascht, nach einer gewissen Zeit einen Brief zu empfangen, in dem ich gebeten wurde, zu versuchen, sie und Mihai herauszubekommen. Mihai war militärpflichtig geworden, und sie wollten es vermeiden, daß er in einer kommunistischen Armee zu dienen hätte. Er hatte große Schwierigkeiten gehabt mit seinen Studien. Er begann mit dem Medizinstudium, wurde aber ausgeschlossen, sobald die Behörden entdeckten, daß sein Vater ein politischer Gefangener war. Dann ging er ins Polytechnikum, wo das gleiche geschah. Er versuchte es erneut

mit dem Theologiestudium, diesmal in einer andern Stadt, wurde aber wiederum ausgeschlossen.

Ich wandte mich unverzüglich ans norwegische Einwanderungsbüro, das äußerst hilfreich war. Ich hätte für Bintzea und Mihai zu garantieren, bis sie imstande wären, ihren Unterhalt selbst zu verdienen, und dies zu tun war ich natürlich nur zu gerne bereit. Es gab keine Schwierigkeiten, ihre Einreise-Visa für Norwegen zu erhalten. Problème gab es nur in Rumänien, wo die Behörden sich weigerten, sie ziehen zu lassen. Ich gewann die Hilfe des Norwegischen Roten Kreuzes, die an das Rumänische Rote Kreuz schrieben, aber keine Antwort erhielten. Nachdem wir mehrere Versuche unternommen hatten, sandte mir Bintzea eine Postkarte mit dem Hinweis, daß die Rumänen sie informiert hätten, es sei nicht in ihrer Macht, ihr zu helfen.

Es sah so aus, daß nichts Weiteres getan werden konnte. Wir legten die Idee für eine Weile auf die Seite und hofften, daß sich zu gegebener Zeit etwas Besseres zeigen würde.

11 Geduld und Abwarten

Dann hatte ich eine Wohnung für mich selbst — und zwar mit einem Garten. Mein ganzes Leben hatte ich mich gesehnt, einen Garten zu besitzen, und dieses Verlangen wurde endlich erfüllt. Meine Gesundheit hatte sich gebessert, und ich arbeitete wieder vollzeitig in einer guten Anstellung. Und das Beste von allem: Lisa war wieder hier bei mir. Sie war nach Norwegen zurückgekommen, um sich als Krankenschwester

ausbilden zu lassen. Ich hatte sie während all den Jahren schrecklich vermißt. Nun schien es, daß die Sonne heller schien, die Farbenpracht der Blumen mehr leuchtete, weil sie in der Nähe war. Natürlich mußte sie im Spital leben, aber sie kam immer mich besuchen, so oft sie frei hatte. Wir waren immer sehr eng verbunden gewesen, und nun, da sie erwachsen war, wurde sie mir mehr eine Freundin als eine Nichte.

Mein Leben hätte mich soweit vollständig befriedigen sollen. Ich hatte eine gute Stelle, meine eigene Wohnung, und eines meiner Familienglieder bei mir. Neben meinem Beruf war ich in der Kirche mit Sonntagsschularbeit, Bibelklassen, dem Frauenbund und anderen Aktivitäten beschäftigt. Als ein Mitglied des Exekutivkomitees IHCA nahm ich oft im Ausland an Kongressen teil, wo ich interessanten Leuten begegnete und manch gute Freundschaft schloß. Ich war auch voll beschäftigt mit dem ständig wachsenden Versand von Paketen hinter dem Eisernen Vorhang und den Bemühungen, so viel wie möglich mit Bintzea und den anderen rumänischen Freunden in Verbindung zu bleiben. Natürlich hatte ich eine umfangreiche Korrespondenz.

Die Folge von alledem war, daß meine Gesundheit plötzlich wieder zu schwanken anfing. Meine Aufenthalte im Spital wurden länger und häufiger. Ich war gezwungen, zur Teilzeitarbeit zurückzukehren, was bedeutete, daß weniger Geld zur Verfügung stand, aber ich hatte immer, was ich brauchte und manchmal auch etwas übrig, das ich weggeben konnte.

In einem Brief an Bintzea hatte ich meinen

Garten mit seinen Früchten, Bäumen und Beeren beschrieben. Nun enthielt beinahe jeder ihrer Briefe den Satz: „Ich hoffe, daß Du mich eines Tages einladen wirst, die Früchte Deines Gartens zu genießen.“ Ich zerbrach mir den Kopf, warum sie dies so oft wiederholen sollte. Dann, plötzlich, in der Mitte der Nacht, kam es mir! Mit einem Ruck wachte ich auf. Natürlich, sie wollte, daß ich einen neuen Versuch unternähme, sie und Mihai herauszubekommen. Und diesmal würde ich versuchen, auch Richard zu befreien.

Am nächsten Tag stellte ich ein Gesuch für drei Visa. Aber Richard war immer noch im Gefängnis. Wir hatten gehört, daß er am Leben sei — in einem sehr schlechten Zustande, ob schon Bintzea irgendwie erfolgreich Lebensmittel und Medizin zu ihm hineinschmuggelte. Es wurde mir gesagt, daß es unmöglich wäre, jemandem in einem Gefängnis ein Visum zu gewähren. Doch ich beharrte darauf und erklärte, daß wir uns um Richards Freilassung bemühten und daß es leichter wäre durchzudringen, wenn er imstande wäre, das Land sofort nach seiner Freilassung zu verlassen.

Schließlich war ich erfolgreich. Doch da war eine Bedingung damit verknüpft. Alle drei Wurmbrands hatten innerhalb eines Jahres in Norwegen zu sein. Ich erklärte, daß es mir unmöglich wäre, dies zu garantieren. Der Beamte blieb sehr freundlich und schlug vor, daß ich es ihm mitteilen sollte, wenn alles in Ordnung sei, und dann würden ihnen die Visa gesandt. In der Zwischenzeit blieb Richard im Gefängnis und alles, was die Wurmbrands betraf, war ungewiß.

Ich kann mich nicht genau entsinnen, wodurch

ich erfuhr, daß auch Richards Brüder versuchten, ihn freizubekommen. Ich hatte zwei seiner Brüder getroffen, die während des Krieges zusammen mit ihrer Mutter nach Palästina ausreisten. Einer von ihnen, Lazar, kam im Sommer 1962 nach Norwegen, um die Dinge mit mir zu besprechen. Lazar deutete an, daß eine große Summe Geldes benötigt würde, um die ganze Familie herauszulösen. Nachdem wir die ganze Sache durchgesprochen hatten, verabredete ich mit dem Präsidenten der Israelmission, Herrn Rosef, eine Unterredung. Die in Frage stehende Summe betrug 15 000 DM, und ich schlug deshalb auf der Stelle vor, daß die Israelmissionen und die IHCA je 6 000 DM beitragen sollten, während die Familie die verbleibenden 3 000 DM aufzubringen hätte. Herr Rosef setzte sich mit den andern Komitee-Mitgliedern in Verbindung, die sich gerne bereit erklärten, die 6 000 DM zu zahlen unter der Bedingung, daß die Allianz das gleiche täte. Der Exekutiv-Sekretär der Allianz, Pfarrer Harcourt Samuel, schrieb und drückte das Einverständnis von ihrer Seite aus. Das Geld wurde an eine Bank in der Schweiz überwiesen und auf ein Konto eingefroren, bis die Wurmbrands aus Rumänien heraus sein würden.

Zur gleichen Zeit versuchten wir auch noch andere Mittel, um die Rumänen unter Druck zu setzen. Mein Bekannter im Einwanderungsamt verabredete für uns eine Unterredung mit einem sehr hochstehenden Beamten des Außenministeriums, der sich als die personifizierte Freundlichkeit erwies. Nachdem er sich alle die Tatsachen angehört hatte, sagte er uns, daß am folgenden Abend im königlichen Palast eine Cock-

tail-Party stattfinden werde, bei der sich der rumänische Botschafter für Schweden, der gleichzeitig auch für Norwegen akkreditiert sei, dem Hof vorgestellt werde. Er versprach, dem neuen Botschafter mitzuteilen, daß es Norwegen schätzen würde, wenn die erste freundschaftliche Handlung der rumänischen Regierung die Entlassung von Richard Wurmbrand aus dem Gefängnis wäre, und wenn sie der ganzen Familie gestatten würde, Rumänien zu verlassen.

Am nächsten Morgen sagte er mir am Telefon, daß der Botschafter sehr zuvorkommend war und es gerne hätte, wenn ich ihn anrufen und mehr Einzelheiten geben würde. Ich telefonierte dem Botschafter, und er schlug mir vor, ein Memorandum abzufassen und zu einer Unterredung mit ihm nach Stockholm zu kommen. Zu dieser Zeit war Lazar bereits nach Israel zurückgekehrt, und ich hatte niemanden, der mich beraten konnte. Doch ich fand, daß zu viel auf dem Spiele stand, und daß es zu riskant wäre, irgend eine rumänische Botschaft zu betreten. Es wurde mir auch gesagt, daß die Chancen größer gewesen wären, wenn ich auch nur eine entfernte Verwandte der Wurmbrands gewesen wäre. Doch unsere Beziehungen waren rein geistlicher Natur, und dies würde bei Regierungen nicht ins Gewicht fallen. Schlußendlich ging ich weder nach Stockholm, noch schrieb ich ein Memorandum. Ich hätte es unterschreiben müssen und mein Name war den rumänischen Behörden bekannt.

Richards Familie blieb in ständigem Kontakt mit mir. Sie brachten mich in Verbindung mit einem von Bintzeas Brüdern in Paris, der Arzt

war. Nun drängten mich Bintzeas Briefe ständig, „zu tun, was immer mir der Arzt sagen würde, um gesund zu werden.“ Da meine schlechte Gesundheit bekannt war, erweckte diese Bitte bei den Zensoren kein Mißtrauen, während ich sie in korrekter Weise als Instruktion auslegte, daß ich in der Angelegenheit, sie herauszubringen, dem Rat ihres Bruder zu folgen hätte.

Alle meine Freizeit war nun damit ausgefüllt, solchen, von denen ich annahm, daß sie irgendwie helfen könnten, zu schreiben, zu telegrafieren und zu telefonieren. Auf diese Weise kam ich mit vielen Leuten in Berührung, die ich nicht persönlich kannte, die aber versprachen, zu helfen; aber leider blieben die Dinge wie sie waren. Es verursachte mir große Qual, wenn ich Bintzea immer wieder schreiben mußte, „der Arzt kann mir nicht helfen“, aber ich gab die Hoffnung nie auf. Wenn ich den leisesten Hoffnungs-schimmer entdeckte, versuchte ich es wieder.

Wohlmeinende Freunde drängten mich, meine Versuche aufzugeben, mit Luftschlägen Lanzen brechen zu wollen. Unter ihnen war ein Herr in Kanada, der sich mit Gebet für die Sache interessiert hatte. Er schrieb mir einen freundlichen Brief, in welchem er mir nahelegte, mir weiteres Herzeleid und Enttäuschungen zu ersparen, indem ich jetzt die Unmöglichkeit meines Vorhabens erkennen sollte. Natürlich konnte ich seinen Rat nicht annehmen. Einige Jahre später drehte dieser Herr eines Abends auf seinem Krankbett den Fernsehapparat an, ohne das Programm zu kennen. Wie staunte er, als er Richard sprechen sah, und seine Erfahrungen erzählen hörte. Er war tief bewegt. So verstrich 1962 und das

meiste von 1963. — Nichts geschah. Im Gegenteil, es gab weitere Rückschläge. Ende März hörte ich von Richards Familie, daß ein gewisser Herr XY, der sich mit dem Fall Richards befaßte und mit den rumänischen Behörden zwecks Freilassung der Familie in Verbindung stand, in Kürze nach Bukarest gehen würde, um die Angelegenheit persönlich in die Hand zu nehmen.

Es wurde mir ferner mitgeteilt: „Ich habe mit ihm am Telefon gesprochen und er versicherte mir, daß er alles denkbar Mögliche tun würde, um ein günstiges Resultat zu erreichen. Ich meinerseits versicherte ihm, daß das deponierte Geld auf der Bank in Zürich bleiben würde, aber ich hatte noch nicht den Mut — obschon die Familie in Paris darauf beharrte — ihm zu sagen, daß für den Fall für Richard kein Ausreisevisum erhältlich wäre, wir wenigstens den Rest der Familie oder sogar nur Mihai alleine herausbringen möchten. Diese Begrenzung des Mandats könnte aber später geschehen, wenn die neuen Bemühungen für die ganze Familie ohne Ergebnis geblieben wären. Auf der andern Seite stellt sich die Frage: Würde Bintzea mit Mihai weggehen und Richard in Rumänien alleine im Gefängnis lassen?“

Nach Empfang dieses Briefes war mein Herz während Tagen bedrückt, denn ich hatte nicht den Mut, Bintzea zu schreiben.

„Hast Du jetzt geschrieben?“ hielt Lisa an, mich zu drängen, und meine Antwort war immer die gleiche: „Ich getraue mich nicht. Ich habe nicht den Mut, sie zu enttäuschen.“

„Aber Du mußt es bald tun,“ protestierte Lisa. „Du weißt, daß sie darauf wartet, von Dir zu hören.“

Natürlich hatte ich schließlich zu schreiben, obschon ich die Antwort fürchtete.

Als sie kam, war sie irgendwie anders, als ich erwartet hatte. In Wirklichkeit tröstete mich Bintzea, daß ich keinen Erfolg hatte! Ich hätte es wissen sollen — sie verstand, wie ich fühlen mußte und, daß ich Ermutigung brauchte.

Gegen Ende September hörte ich wieder von Herrn Harcourt Samuel. Ein anderer von Richards Brüdern, Theodore, hatte bei ihm vorgeschlagen und gesagt, daß das Lösegeld verdoppelt worden sei. Die Familie könnte weitere 3 000 DM aufbringen, aber das würde bedeuten, daß immer noch 12 000 DM aufgebracht werden müßten. Doch die Allianz war bereit, ihren eigenen Anteil zu verdoppeln, wenn die Norwegische Mission das gleiche täte. Ich nahm unverzüglich Verbindung auf mit der „Israel-Mission“ und erhielt die Zusage für die verbleibenden 6 000 DM.

Das war natürlich eine große Summe, aber ich habe oft gedacht, daß, wenn die Rumänen voll erkannt hätten, was sie losließen, würden sie Richard nicht für einen zehnmal höheren Betrag freigegeben haben, wie verzweifelt sie auch nach harter Währung aus waren.

Es ist interessant, daß sie nicht einmal versuchten, vorzugeben, daß es irgend etwas anderes wäre als eine kommerzielle Transaktion. Ich habe einen offiziellen Brief, der von einem Vertreter der rumänischen Regierung für diesen Sklavenhandel abgefaßt ist, in welchem er offen seinen vollen Namen mit der Adresse gab. Es handelte sich darum, menschliche Wesen wie

Kühe zu verkaufen. Je besser die Kuh, je höher der Preis.

Zu diesem Zeitpunkt entwickelten sich meine persönlichen Angelegenheiten zum Schlechteren. Gegen Ende 1963 wurde meine Arthritis so schmerzhaft, daß mein Arzt vorschlug, eine Serie von Gold-Injektionen zu machen. Ich war bereit, alles zu versuchen — für Jahre war ich nicht imstande gewesen, eine Nähnadel zu halten, und Lisa hatte selbst meine Strümpfe zu stopfen und das Annähen von Knöpfen zu besorgen. Das Gold half. Die Schmerzen nahmen rasch ab, aber die Behandlung erzeugte leider Nebenerscheinungen und ich hatte für zwei Monate in das Spital zu gehen.

Ich war für einige Tage zurück an der Arbeit, als mich der geschäftsführende Direktor ins Büro rief. Rasch griff ich zu meinem Stenoblock und ging hinein, bereit zum Diktat. Aber etwas anderes war im Gange.

„Hatten Sie je daran gedacht, Frau Moise, daß es Ihnen in einer anderen Stelle besser gehen könnte?“

„Warum, nein,“ antwortete ich. „Ich bin immer sehr glücklich gewesen hier.“

Ich liebte meine Arbeit, und außerdem wäre es für mich sehr schwierig gewesen, in meinem Alter eine neue Stelle zu finden. In drei Wochen würde ich fünfzig sein.

Der Chef hörte auf, freundlich zu sein. Er sagte mir frei heraus und ausführlich, daß er mich nicht länger behalten könnte. Ich war zu oft krankheitshalber abwesend, und sie könnten nicht länger fortfahren, sich mit diesen Unschicklichkeiten abzufinden. Ich protestierte, daß

ich wirklich krank gewesen sei, aber er blieb unberührt.

„Nun gut.“ sagte ich schließlich, „wenn Sie wünschen, daß ich gehe, so werde ich gehen, aber Sie müssen mir schriftlich kündigen und den Grund dafür angeben.“

Ich dachte nicht, daß er es tun würde, aber bevor ich an jenem Nachmittag das Büro verließ, hatte ich die geschriebene Kündigung in meiner Hand. Sogar eine Quittung hatte ich dafür zu unterschreiben.

Nun wurde mein Leben äußerst schwierig. Ich war unfähig, eine andere Stelle zu finden. Mögliche Arbeitgeber fragten immer nach meiner Gesundheit, und ich konnte nicht lügen. Endlich gelang es mir, mich bei einer Agentur für temporäre Arbeit einschreiben zu lassen, wo ich in verschiedenen Büros für eine Woche hier und einige Tage dort aushelfen mußte. Es war interessant, und ich traf viele angenehme Leute, aber auf die Länge war es keine gute Lösung meines Problems. Ich fand es zu anstrengend.

Lisa war sehr erbittert über mein Schicksal. Eines Morgens beim Frühstück ballte sie plötzlich die Fäuste und stieß beinahe schreiend heraus: „Warum ließ er Dir dies widerfahren?“

„Wen meinst Du?“ fragte ich sanftmütig, „Herr S., oder Gott?“

„Den da oben,“ sagte Lisa.

Ich gab zu bedenken, daß der HERR mich vielleicht prüfen möchte.

„Ich denke, Er hat dich bereits genug geprüft“, protestierte sie.

„Ich liebte immer die Geschichte von Hiob,“ sagte ich ihr. „Wenn Satan vor Gott kommt, um

Seine Kinder anzuklagen, stellt Gott Hiob auf einen Sockel und rühmt ihn, wie ein Vater mit seinem bevorzugten Sohn prahlt. Es geschieht, weil Gott weiß, daß Hiob stark genug ist, um irgendwelches Leiden zu ertragen, mit welchem Er Satan erlaubt, ihn zu prüfen. Das Resultat dieser Prüfung ist, daß Hiob einen doppelten Segen empfängt.“

Ich fürchtete, Lisa würde lachen, aber sie sagte nur gedankenvoll: „Oh, nun gut, wenn Du die Dinge so siehst, dann ist's in Ordnung.“

Ich fand keine neue Stelle, aber als ich eines Tages den Rasen mähte, fiel ich und brach drei Rippen. Das war das Ende meiner Karriere als Sekretärin. Ich stellte ein Gesuch um Pension bei der Krankenversicherung, welche ich innerhalb der erwarteten Zeit erhielt.

Nun hatte ich die ganze Zeit, die ich brauchte, um für die Wurmbrands zu arbeiten. In den Tagen bevor sie endlich in Norwegen ankamen, saß ich buchstäblich den ganzen Tag vor dem Telefon. Ich wäre nie imstande gewesen, dies zu tun, wenn ich eine Stelle gehabt hätte. Gott weiß, also was Er tut, selbst wenn es schmerzlich ist für uns, und wir nicht verstehen können, warum Er uns so barsch behandelt.

12 Freilassung

Im Frühsommer 1964 fiel mein Auge eines Tages auf einen kleinen Zeitungsabschnitt. Die rumänische Regierung würde vor dem 23. August, dem 20. Jahrestag der Befreiung des Landes von den Nazis, mehrere Tausend politische Gefangene freilassen. Es nahm mich wunder, ob

Richard unter ihnen wäre. Ich wußte, daß er nicht als normaler politischer Gefangener eingestuft war — er wurde als einer der größten Feinde des Kommunismus betrachtet.

Im Juli war ich zur weiteren Behandlung meiner Arthritis in Dänemark. Ich hatte gepackt und war bereit, in wenigen Stunden wieder abzureisen, als die Post ankam. Eine Postkarte von Bintzea war mir von Oslo nachgesandt worden. Sie enthielt keine besonderen Nachrichten. Aber als sie unterschrieben hatte, fügte sie auf der Seite noch etwas hinzu. Ich drehte die Karte etwas und las: „Ich habe soeben mit Richard am Telefon gesprochen. Er kommt morgen nach Hause.“

Für einige Augenblicke war ich vollständig gelähmt. Dann begann ich laut zu weinen, und die Tränen stürzten mir über die Wangen. Ich weinte, als ob ich nie mehr aufhören könnte. Die andern Gäste kamen besorgt auf mich zu. Leute aus allen Teilen des Hauses rannten, um zu sehen, was geschah. Als ich endlich meine Gefühle meistern konnte, erklärte ich, daß ich vor Freude weinte!

Zu meiner Überraschung entdeckte ich, daß sehr wenige von ihnen etwas über die Situation der Christen hinter dem Eisernen Vorhang wußten. Die Leute, mit denen ich Verbindung hatte, waren nicht interessiert — die meisten zeigten mir die kalte Schulter. Dagegen war ein kommunistisches Ehepaar an meinem Tisch, das kürzlich als Mitglieder einer Delegation Rumänien besucht hatte, und sie fanden es wunderbar. Sie hatten nirgends ein Zeichen von

Armut gesehen, und die Leute erfreuten sich vollkommener Freiheit. Ich fragte sie, wo sie in diesem Paradies gelebt hätten. Sie hatten in Predeal, im früheren königlichen Sommerpalast gelebt und hatten natürlich nur die Auslese der kommunistischen Partei getroffen. Kein Wunder, daß sie keine Armut gesehen hatten. Da sie mit den gewöhnlichen Leuten auf der Straße nicht in Berührung kamen, konnten sie nicht wahrnehmen, was der Mann auf der Straße über diese „vollkommene Freiheit“ dachte.

Nun, da Richard aus dem Gefängnis war, begann unsere Hoffnung wieder zu steigen, daß wir imstande wären, die ganze Familie aus Rumänien herauszubringen. Die 30 000 DM waren immer noch auf der Schweizer Bank deponiert. Die Ev. Allianz und die Norwegische Mission, die die Hoffnung aufgegeben hatten, daß Wurmbrand jemals imstande wäre, in den Westen zu kommen, hatten sich erkundigt, ob es möglich wäre das Geld wieder zurückzuerhalten. Aber ich erinnerte mich an das Gleichnis Jesu von dem Gärtner, der seinen Meister gebeten hatte, zu warten, um zu sehen, ob der Feigenbaum im nächsten Jahr Frucht bringen möchte, und ich bat sie, das Geld für eine Zeitlang auf der Bank zu lassen. Zum mindesten, dachte ich, sollten wir einige Zinsen davon erhalten.

Von nun an war unsere Korrespondenz regelmäßiger. Ich tat alles, was Richard und Bintzea mich zu tun baten und blieb in Verbindung mit ihren Brüdern. Es konnte geschehen, daß ich plötzlich einen Brief von Bintzea erhielt, in welchem sie mich bat, drei Luftpostpakete zu senden, nämlich an jeden eines. Dies bedeutete, daß

ihre Absendung von höchster Wichtigkeit war. Doch die Zeit ging vorüber und nichts geschah. Im März 1965 schrieb Bintzea, daß sie erwarteten, in sechs Wochen Rumänien zu verlassen, und wiederum bat sie um drei Luftpostpakete. Aber der April ging vorüber, ebenso der Mai und Juni, und sie waren immer noch in Rumänien. Später sagten sie mir, daß sie tatsächlich auf der Liste jener gewesen waren, denen Pässe gegeben werden sollten, aber im letzten Augenblick wurde dies wieder für ungültig erklärt.

Als der ganze Sommer verstrich und der Herbst kam und ging, wurde sogar ich entmutigt. Mit dem einbrechenden Winter fiel eine tiefe Depression auf mich. Ich war schrecklich beunruhigt ihretwegen. Ich hatte von Fällen gehört, in denen Leute bereits im Flugzeug saßen und wieder herausgeholt wurden und nach Hause zurückkehren mußten. Ich hoffte, daß dies bei den Wurmbrands nicht der Fall war.

Am 6. Dezember erwachte ich mit quälenden Kopfschmerzen und fühlte mich gedrückter als sonst. Um die Mittagszeit läutete die Türglocke. Es war ein Telegramm. Gewöhnlich erhalte ich meine Telegramme über das Telefon, und so wußte ich nicht, was an jenem Tag geschah. Nachdem ich für den Empfang unterschrieben hatte, wagte ich kaum einen Blick darauf zu werfen. Ich fing am ganzen Körper an, zu zittern und mußte zuerst ruhen, bevor ich den Mut hatte, es zu öffnen. Ich las: WIR VERLASSEN BUKAREST DIESEN MORGEN. RICHARD.

Plötzlich war es, als ob mein ganzer Raum mit Sonnenschein durchflutet wäre und eine ruhige, wunderbare Glückseligkeit nahm von meinem

ganzen Wesen Besitz. Ich griff nach dem Telefon und läutete Lisa an, um ihr die gute Nachricht zu geben. Ich konnte ihr freudestrahlendes Lächeln am andern Ende beinahe hören. Für den Rest des Tages mußte ich mich sehr beherrschen, denn ich wagte nicht, der Freude vollen Lauf zu lassen — ich war immer noch nicht ganz sicher, daß sie entronnen waren. Aber als ich am nächsten Tage ein weiteres Telegramm mit der Aussage erhielt: IN NEAPEL ANGEKOMMEN, war ich überwältigt mit Dankbarkeit gegenüber dem HERRN, daß ER dieses Unternehmen mit Erfolg gekrönt hatte. Nach so vielen Jahren Arbeit und Benützung jedes möglichen Kanals, hatte ich endlich erreicht, wofür ich gearbeitet hatte. Endlich waren meine Freunde außerhalb der Gefahrenzone. Nach ihrer Ankunft in Norwegen erzählte mir Richard, wie er zur Polizei gerufen wurde, wo man ihm erklärte, daß eine große Summe Geldes für ihre Ausreisevisa bezahlt worden sei, aber daß entweder Bintzea oder Mihai zur Sicherheit im Lande bleiben müsse, damit er, Richard, nicht offen über seine Erfahrungen im Gefängnis sprechen könne. Richard lehnte es rundweg ab, sich diesem Ansinnen zu fügen. Er beharrte darauf, entweder würden sie alle drei gehen, oder sie würden alle bleiben. Doch die Regierung, mit ihrem Bedarf an harter Währung, ließ sie gehen.

Nachdem sie Neapel erreicht hatten, fanden sie sich selber in weiteren Schwierigkeiten. Zuerst waren ihre Pässe von der jüdischen Organisation, welche sie hinausgebracht hatte, genommen worden. Als sie dieses Problem geklärt hatten, wurde ihnen gesagt, sie müßten ihre

Pässe nach Belgrad senden, wo Norwegen vertreten sei, um dort ihre Visas zu erhalten. Aber sie hatten kein Verlangen, diese in ein anderes kommunistisches Land zu senden. In der Norwegischen Botschaft in Rom hatte man keine Anordnung, für sie die Visa auszustellen. Da sie jedoch den Wunsch hatten, ihre Reise in Paris zu unterbrechen, um Bintzeas Bruder zu besuchen, fragten sie, ob es möglich wäre, die notwendigen Papiere dort zu erhalten. Meine Verbindung mit dem Einwanderungsamt in Oslo bewährte sich in dieser Krise wunderbar und half auf jede mögliche Weise.

Schließlich war alles geordnet, sie konnten nach Norwegen kommen, wenn immer sie wollten. Ich hatte schon mehrere Male mit ihnen am Telefon gesprochen. Richard war nicht allzu glücklich, nach Norwegen zu kommen; er befürchtete, der „Israelmission“ zur Last zu fallen, da er die Sprache nicht kannte. Ich hatte meine ganze Überredungskunst aufzuwenden, um ihn zum Kommen zu bewegen, aber schließlich gab er nach.

Inzwischen hatte er mir einen langen Brief geschrieben, aus welchem ich einen Teil wiedergebe:

„Liebe Anutza, ich fühle mich ein wenig trunken wie auch Mihai. Bintzea wünscht nichts anderes als zu schlafen. Von dem großen Gefängnis Rumänien befreit worden zu sein ist ein größeres Ding, als aus einem besonderen Kerker innerhalb dieses großen Gefängnisses herauszukommen. Die Gefühle sind überwältigend. Wir kommen aus einer Welt, in welcher „homo homini

lupus“ eine Beleidigung für die Wölfe ist. Die Wölfe töten einfach ihre Opfer. Die Inquisitoren der Kommunisten sind aber sehr sorgfältig darauf bedacht, daß ihre Opfer nicht sterben, sondern bis zum Ende leiden. Während im Gefängnis die Gefangenen gezwungen wurden, Fäkalien zu essen und Urin zu trinken, wurden sie unter ständiger medizinischer Überwachung gehalten. Es wurden Vorsichtsmaßnahmen getroffen, um sicherzustellen, daß sie die physische Kraft hatten, um ihre Leiden zu ertragen. Du wirst Dich fürchten, meinen Leib zu sehen.

Es ist nicht nur die Tatsache, daß ich 14 Jahre im Gefängnis verbracht habe. „Gefängnis“ ist nur ein Wort. In meinen Leiden habe ich die letzten Tiefen der menschlichen Grausamkeit, Brutalität, Hinterlist und Gottlosigkeit erfahren. Wir litten nicht so sehr durch das, was sie uns antaten — unser größtes Leiden war, zu sehen, wie verdorben sie waren und zu welchem Tiefstand die menschliche Natur absinken kann. Wir versuchten verzweifelt, das Bild Gottes in diesen Menschen zu sehen, aber es war sehr schwer, dieses zu entdecken.

Weder diejenigen, die uns folterten, noch jene, die Freundschaft verrieten, wenn sie sie hätten beweisen sollen, konnten uns weiter schaden, denn wir waren imstande zu vergeben. (Ich sage „wir“, weil ich die Gefühle von vielen Hunderten von Christen ausdrücke, die im Gefängnis waren. Da waren allein 400 Bauern aus der Heils-

armee und dann ungezählte Priester und Prediger aus allen Konfessionen, Baptisten, Pfingstler usw.) Wir konnten mehr als vergeben — wir konnten freisprechen. Von allen christlichen Denkern haben uns die großen Reformatoren mit ihrer Lehre über den Mangel an freiem Willen im Menschen am meisten geholfen. Luther sagt: „Meine Reformation steht und fällt mit meiner Behauptung, daß der Mensch nicht die geringste Möglichkeit zur Betätigung eines freien Willens hat,“ und „der Mensch, der die Worte ‚freien Willen‘ abschaffen kann, wird der Menschheit den größten Dienst erwiesen haben.“

Du kannst einem Krokodil keine Vorwürfe machen, weil es Menschen frißt. Es gehorcht dem Gesetz seiner Natur. So gehorcht der minderwertige Mensch — jener, welchen der Kommunismus bewußt anspricht und ihn für seine Ziele braucht — einfach dem Gesetz seines Charakters, indem er brutal und hinterlistig ist.

Aber wir sahen nicht nur menschliche Verkommenheit. Wir haben auch in jenen schrecklichen Umständen die Gnade Gottes wirken sehen. Ich hatte das Vorrecht, im Gefängnis Heilige und Glaubenshelden als Freunde zu haben, die in ihrer Gestalt den Märtyrern der ersten Jahrhunderte ebenbürtig sind. Meine Zeit im Gefängnis war nicht vergeblich. Das Gefängnis ist ein Gemeindebezirk, in dem sich gut arbeiten läßt. Menschen wurden dort für Christus gewonnen. Aber darüber hinaus waren wir

schwach; doch unsere Schwachheit machte uns stark. Da wir keine Kraft in uns selbst hatten, stand uns Gott bei und gab uns Seine Stärke. Die Himmel öffneten sich uns und zeigten uns ihre Schönheit. Es wäre ungerecht, vom Gefängnis nur als einem Ort des Leidens für Christen zu sprechen. Er ist auch ein Ort der Freude, die nicht in Worten ausgedrückt werden kann.

Und nun sind wir in einer freien Welt. Ich habe eben mit einem evangelischen Pastor gesprochen, ohne fürchten zu müssen, daß er mich bei der Geheimpolizei verraten werde. In Rumänien ist man dessen nie sicher, selbst wenn du mit jemanden sprichst, den du als deinen besten Freund betrachtest, ja selbst mit deinem Pastor oder Bischof. Nur wenige Tage zuvor hat mir der Pastor einer kleinen Baptistengemeinde mit bloß 22 Mitgliedern bekannt, daß er regelmäßig Informationen über alles, was er gehört habe, an die Geheimpolizei weiterzuleiten habe. Aber das ist nicht alles. Er kennt drei Mitglieder seiner Kirche, die verpflichtet sind, über ihn zu informieren, usw.

Es ist nicht ganz einfach für uns, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Alles ist so fremd für uns.

Und nun, etwas über unsere Situation. Durch große Hindernisse entkamen wir aus Rumänien.

Zuerst wollten sie Bintzea oder Mihai als Geisel behalten, so daß ich im Ausland

nicht gegen den Kommunismus schreiben würde. Dann machten sie es klar, daß wenn ich dies tun würde, würden sie meinen Ruf in der Kirche (wo sie ihre Männer auch im Ausland, selbst im Weltkirchenrat, haben) zerstören würden. Sie erklärten mir offen: „Wir können leicht einen Gangster finden, dich zu töten“, und sie erinnerten mich daran, daß sie mich auch im Westen verhaften können. Ich war in Rumänien mit Bischof Leul im Gefängnis, den sie in Österreich entführten.

Schließlich gaben sie uns unsere Pässe, aber ich fürchtete sehr, daß sie von verschiedenen Seiten Geld genommen haben. Bruder Ostrowsky* sagte mir, daß auch die Kirche zu bezahlen hatte. Warum sollte ihnen all dieses Geld bezahlt worden sein? Wenn ich gewußt hätte, daß andere solche Opfer zu bringen hätten, als ich mein Gesuch für einen Paß einreichte, hätte ich es nicht getan. Ich erhielt die Nachrichten von Bruder Ostrowsky, als wir die Pässe bereits hatten.

Wenn Juden das Land verlassen, haben sie die Erlaubnis, ein Gepäckstück bis zu 70 kg Gewicht mitzunehmen. Alles was wir hatten, wurde nach meiner Verhaftung konfisziert. So hatten wir uns über nichts zu sorgen. Wir haben nur die nackten Notwendigkeiten mit uns . . .

Was als nächstes geschehen wird, wissen wir nicht. Die Pässe sind von der jüdischen Agentur zurückgehalten worden, die sie
* ein Judenchrist aus Israel, der Richard kurz nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis besucht hatte.

nicht an Flüchtlinge aushändigen, um sie zu nötigen, nach Israel und nicht irgendwo anders hin zu gehen . . .

Wir haben viele Probleme. Wir sprechen über sie, aber wir danken Gott, daß wir uns nicht zu sorgen haben. Der Gott, der für uns unaussprechliche Wunder vollbrachte, (im Jahre 1950 wurde ich in eine Zelle für sterbende Gefangene überführt, nachdem mich die Ärzte als einen hoffnungslosen Fall aufgegeben hatten) ist es wert, daß wir IHM vertrauen.

Aber da wir wissen, daß Du in schweren Zeiten uns eine Freundin gewesen bist, möchten wir gerne Deinen Rat haben. Du kennst den Westen. Wir haben keine Idee von dieser neuen Welt.

Ich danke Dir von ganzem Herzen für alle Deine Liebe, die Du uns erzeigst und immer noch zeigst.

Jene, die Dich kennen und die vielen, denen Du geholfen hast, bitten mich, Dir ihre Grüße auszurichten.

Dein sehr ergebener in des HERRN Dienst,
RICHARD

Es war noch viel mehr in diesem Brief — den ersten, den Richard mir auf dieser Seite des Eisernen Vorhangs geschrieben hatte — durch welchen er uns einen flüchtigen Einblick gab über die schrecklichen Erfahrungen, durch die er gegangen war.

Auch Bintzea schrieb:

Meine sehr geliebte Anutza, ich kann Dir nicht sagen, wie aufgeregt ich bin bei dem Gedanken, daß wir uns bald wieder von

Angesicht zu Angesicht sehen werden.

Wir sind in Rom und wissen nicht, was für uns entschieden worden ist. Unsere Pässe sind dem Weltkirchenrat übergeben worden, und dann sollen wir imstande sein, weiter zu reisen.

Wir hoffen, dann zu meinen Brüdern nach Paris zu gehen und nach einigen Tagen zu Dir nach Norwegen.

Ich wage kaum, diese Worte zu schreiben — das Wunder, das der Herr für uns gewirkt hat, ist groß. Wir können nichts anderes tun, als IHN zu preisen. IHN anzubeten und IHM zu danken.

Meine liebe und geliebte Anutza. Unsere Herzen sind durch Deine Liebe erfrischt worden. Ich würde vergeblich versuchen, Dir in Worten zu danken. Möge der Herr selbst es Dir mächtig vergelten!

Zusammen mit Richard und Mihai umarme ich Dich und Lisa und kann kaum warten bis wir uns wieder sehen. Bintzea.

Es war schon fast Weihnachten. Einerseits flogen die Tage vorüber, weil soviel getan werden mußte. Andererseits, wenn man auf innig geliebte Freunde wartet, auf solche, die Teil unserer Seele sind, kriechen die Minuten im Schneckentempo.

Die Ankunft der Wurmbrands war auf den 23. angesagt, dem Tag vor Heiligabend. Meine Pension war noch nicht fällig, so war ich ziemlich knapp an Geld, aber Lisa gab mir eine ziemlich große Summe, um Weihnachten richtig feiern zu können. Sie hatte am Weihnachtsabend bis 12 Uhr zu arbeiten, deshalb mußte ich alle Arbeit selbst verrichten. Doch sie gab mir strikten Be-

fehl, den Christbaum nicht zu schmücken. Das wollte sie selbst tun.

Als ich am 23. aufwachte, schneite es heftig, und den ganzen Tag lang fiel der Schnee gleichmäßig, bedeckte den Boden und blockierte Straßen und Wege. Die Wurmbrands sollten abends um 19.30 Uhr auf dem Internationalen Flughafen eintreffen, aber wegen des Schnees konnte an jenem Tage auf Fornebu kein Flugzeug landen. Ich läutete den Flughafen an und hörte, daß ihr Flugzeug sehr stark Verspätung habe und auf einen anderen Landeplatz, etwas von Oslo entfernt, umgeleitet worden sei. So ging ich statt dessen zum Air-Terminal in der Stadt und wartete dort bis ihr Bus um 22.30 Uhr ankam. Jeder Nerv in meinem Leibe prickelte vor Aufregung, und mein Herz floß vor Freude über. Es tat mir nur leid, daß Lisa nicht dabei sein konnte. Sie liebte sie sehr, denn sie war Mihais Spielgefährtin in seiner Kindheit.

Die erste Person, die aus dem Bus kam, war Richard. Wir flogen uns in die Arme und herzten und küßten uns. Mihai war der Nächste der herauskam. Wieder Küsse und Umarmungen. Wir waren alle zu bewegt, um zu sprechen. Aber als Bintzea herunterstieg, fing ich unbeherrscht an zu schluchzen. Bintzea sagte besänftigend: „Weine nicht Nutzule, weine nicht.“ Ihre Augen strahlten vor Freude, aber es war keine Spur von Tränen darin. Als ich sie später einmal fragte: „Weinst Du nie?“, antwortete sie, daß sie nicht wagte, mit Weinen anzufangen, weil sie sonst nie imstande gewesen wäre, aufzuhören.

Auf dem Hauptquartier der Israelmission gab es einen Empfang. Der Tisch war wunderbar

gedeckt. Es gab belegte Brötchen und Kuchen, Kaffee und Tee. Aber wer konnte essen? Ich war zufrieden mit ihrem Anblick, ihre Gegenwart zu fühlen, während unausgesprochene Worte der Liebe und der Ermutigung zwischen uns ausgetauscht wurden. Es war, als ob ein Stück Himmel heruntergekommen wäre. Mein Herz platzte fast vor Dankbarkeit. Ich denke, eine Lerche muß sich so fühlen, wenn sie sich aufwärts zum Himmel erhebt, höher und höher und immer höher und dann mit einem plötzlichen durchdringenden Gesangsausbruch gegen ihr Nest hinunterstürzt, als ob ihr kleines Herz bersten würde, wenn sie fortführe, sich aufzuschwingen.

Aber zur gleichen Zeit war ich auch traurig — die Leiden, die sie erduldeten, hatten ihre sichtbaren Spuren hinterlassen. Als Richard seinen Mantel ablegte, sah ich ein tiefes Loch in seinem Nacken, welches noch nicht dort war, als ich ihn das letzte Mal sah. Ich fragte Bintzea nach der Ursache. Sie zuckte nur ihre Schultern. Später sah ich die Narben auf seinem Rücken, seine geschwollenen Beine und Füße. Sein Gesicht war hager, und es lagen tiefe Schatten unter seinen Augen.

Ich konnte mich kaum wegreißen, aber es war spät. Ich hatte einen sehr ermüdenden Tag vor mir, und sie hatten eine erschöpfende Reise hinter sich. Zu Hause angekommen hatte ich eben angefangen, meine Kleider abzulegen, als es mir plötzlich in den Sinn kam, daß mein Weihnachtsbaum immer noch im Garten war — gefroren. Es war zwei Uhr morgens und bitterkalt. Ich warf meinen Wintermantel über, ging hinunter

und begann den Baum aus dem Schnee zu graben.

Am nächsten Morgen schneite es immer noch stark, und ich hatte die letzten Einkäufe vor Tor-schluß zu machen. Ich hatte schon für meine Einkäufe bezahlt, als mir eine glänzende Idee kam. Ich liebe die Bananen nicht besonders, da-rum kaufe ich selten welche, aber ich dachte, meine Freunde möchten gerne einige haben. Als sie am Nachmittag zu mir kamen, brachte Bintzea eine Einkaufstasche, die sie in Paris gekauft hatte. Es waren verschiedene Früchte darin, ein-schließlich Bananen! Sie hatten gedacht, daß wir im kalten Norwegen keine Gelegenheit hätten, exotische Früchte zu kaufen, und darum wollten sie mir eine Freude bereiten!

Es folgte ein unvergeßlicher Abend. Wir sprachen zusammen, sangen Weihnachtslieder und Lobgesänge, genossen das gute Essen und dankten für unsere Gaben. Alle paar Minuten unterbrachen wir, um uns zu umarmen und zu küs-sen. Wir tauschten Erinnerungen aus über die alten Tage, und sie gaben mir Nachrichten über alle meine alten Freunde. Aber in der Mitte der Freude war es, als ob ein Vorhang über Richards Gesicht gefallen wäre, und seine Gedanken waren weit, weit weg.

„Richard“, sagt ich, „Du bist nun nicht mehr länger in Rumänien. Du bist in Norwegen, in einem freien und demokratischen Lande.“

So rasch wie er gekommen war, hob sich der Schleier wieder, und er war aufs neue mit uns, das Leben und die Seele der Gesellschaft.

Ich entschlüpfte in die Küche, um etwas Eß-bares zu bereiten. Richard folgte mir. Plötzlich

rannte er zurück in den Wohnraum, ergriff Bintzea bei der Hand und sagte: „Komm, ich will Dir etwas Wunderschönes zeigen.“ Er führte sie in der ganzen Wohnung herum und zeigte mit seinem Finger aus jedem Fenster hinaus. Alle Häuser rundherum waren beleuchtet, und es gab weder Läden noch Vorhänge, um das herauscheinende Licht abzuhalten. In jedem Haus stand ein Weihnachtsbaum, der mit brennenden Kerzen leuchtete.

Richard sagte: „Denke nur, niemand läßt hier die Läden herunter oder zieht die Vorhänge zu. Du kannst in jedes Haus hineinschauen und niemand fürchtet sich.“

Vor meinem inneren Auge stand ein Bild auf aus der Vergangenheit: meine erste Weihnacht, und ein kleiner Knabe, der mit der vollen Stärke seiner Stimme rief: „Ich will die Kerzen sehen! Ich will die Kerzen sehen!“

Weihnachten ist die Zeit, um das Kommen des Lichtes der Welt zu feiern, und dieses gleiche Licht scheint in dem Herzen eines kleinen Knaben und eines früheren Gefangenen, der litt, um jenes Licht um sich herum hell scheinen zu lassen.

13 Geburt einer weltweiten Mission

In den rund fünf Jahren seit Richard in den Westen kam, hat er mehr getan als die meisten Leute in einem ganzen Menschenleben zustande bringen. Er hat 27 einzelne Missionen überall in der freien Welt gegründet, die das Ziel haben, Christen in kommunistischen Ländern zu helfen. Er hat sieben Bücher geschrieben, welche in

nahezu 30 Sprachen übersetzt wurden. Er spricht oft im Radio und Fernsehen und schreibt Artikel für Magazine. Seine öffentlichen Versammlungen ziehen gewöhnlich Tausende an, und große Mengen können keinen Einlaß finden. Ich habe oft die Gesichter der Zuhörer beobachtet, die alle Schattierungen von Gefühlen ausdrückten — gespannt zuhörend, vom Lächeln bis ins Gelächter ausbrechend, mit Sorgenstränen zerfurcht, von Schrecken verzerrt, oder sogar in der Aufregung ihre Nägel beißend.

Ich frage mich, wie dieser Mann, nach allem was er gelitten hat, die Kraft findet, all dies zu tun. In dem Zustande, in dem er war, als er zuerst in den Westen kam, hätte ich es sicherlich nicht für möglich gehalten.

Einige Tage nach ihrer Ankunft in Norwegen wurden Richard und Bintzea in ein Erholungsheim in die Berge gesandt. Sie brauchten dringend Ruhe, und sie bestanden darauf, daß ich sie begleiten würde. Natürlich war ich glücklich, mit ihnen zu gehen, obschon die Berge in der Mitte des Winters nicht meine Idee für einen vollständigen Feriengenuß sind, und jener Winter einer der schlimmsten war, den wir während vieler Jahre erlebt hatten.

Richards Nerven waren in einem schrecklichen Zustande. Wenn ein Wagen vorbeifuhr, während wir spazierengingen, war er überzeugt, daß es die Geheimpolizei sei. Der Anblick von zwei oder drei Leuten, die miteinander in einer Gruppe sprachen, hatte bei ihm die gleiche Wirkung. Vergeblich versicherte ich ihm immer wieder, daß es hier nichts gebe, worüber er sich zu fürchten hätte. Ich erinnerte mich meiner eigenen Reak-

tion, als ich zuerst nach Norwegen kam; und ich hatte nur einen Bruchteil gelitten, im Vergleich zu dem, was Richard durchgemacht hatte.

In vielen kleinen Dingen verriet er seinen Geisteszustand. Er würde z. B. nie ein kleines Stück Papier zerreißen. Während all seinen Gefängnisjahren war er ohne Schreibpapier. Nun schätzte er es so sehr, daß er jeden Fetzen aufbewahrte.

Oft in der Mitte einer Mahlzeit, oder wenn wir zu einer Aussprache zusammensaßen, kam jener seltsame Ausdruck über sein Gesicht, den ich am ersten Abend unseres Beisammenseins beobachtete — ein Vorhang unaussprechlicher Traurigkeit und Verzweiflung. Bintzea stieß mich dann unter dem Tisch und flüsterte: „Erzähl ihm eine lustige Geschichte“, und dann wandte ich mich mit einem breiten Lächeln zu ihm und fragte: „Hast Du den gehört über . . .?“

Ich zerbrach mir in diesen ersten Tagen den Kopf nach lustigen Geschichten. Sein Sinn für Humor erstaunte mich. In seinen früheren Tagen in Rumänien neigte er dazu, ziemlich puritanisch zu sein und mißbilligend die Stirne zu runzeln, wenn jemand eine leichtfertige Bemerkung machte. Nun brach er vor Vergnügen oft in ein schallendes Gelächter aus.

Einige Zeit später fragte ich ihn einmal, wie es zu diesem Wechsel gekommen sei. „Du pflegtest so ernst zu sein, ich fürchtete mich, irgend etwas Lustiges zu erwähnen. Nun lachst Du immer.“

„Ach so“, sagte er. „Als ich in Einzelhaft war, machte ich es mir zur Aufgabe, mir jeden Tag

einen neuen Witz zu erzählen. Es half mir, bei Verstand zu bleiben.“

Er hatte sich auch jeden Tag eine Predigt gehalten — einige von ihnen sind seither veröffentlicht worden — und spielte im Geiste mit sich selbst Schach, um sein Gehirn im Gang zu halten.

Gleich nach ihrer Ankunft fragte ich Bintzea, was wohl mit Iwan und Fedora geschehen sei. Sie sagte mir, daß Iwan tot sei. Nachdem er nach Sibirien verschickt worden war, hatten sie ihn in ein Arbeitslager gesteckt, wo er in den Wäldern Holz geschlagen hatte. Es war für jedermann strenge Arbeit, aber noch mehr für ihn mit seiner Tuberkulose. Auch die Kälte war sehr schwer zu ertragen. Aber das Schlimmste von allen waren die Verhöre. Da war eine weibliche Gefangene im Lager, die in seiner Kirche Sekretärin gewesen war. Im Verlaufe ihrer Verhöre sagte ihr die Geheimpolizei fortwährend, daß sie lüge und Iwan etwas ganz anderes sagen würde. Schließlich, über Vermögen gereizt, erklärte sie: „Ich will Euch nur glauben, wenn ich es aus seinem eigenen Munde höre.“

So wurde Iwan vor sie gebracht, an seinem ganzen Leibe geschwollen und blutig geschlagen. Er war unfähig zu stehen. Nadejdja schaute ihm direkt in die Augen und fragte: „Warum hast Du das und das gesagt?“ Iwan erwiderte ihren Blick gelassen und antwortete einfach und ruhig: „Denkst Du wirklich, daß ich das sagen würde?“

Er wurde weggeführt, und das war das letzte Mal, daß sie ihn sah. Nadejdja arbeitete sieben Jahre im Lager, und am Ende jener Zeit wurde sie gefragt, ob sie jetzt gelernt habe, daß Gott nicht existiere. „Nein“, antwortete sie und wurde

zu weiteren sieben Jahren in Sibirien verurteilt, obschon nicht zu Arbeitslager. Iwan blieb bis zu seinem Tode im Lager. Er war ein Licht und eine Freude allen, die ihm begegneten und wurde nie müde, für seinen HERRN zu zeugen. Als er seinen Tod nahen fühlte, rief er seine Freunde zusammen, ermahnte sie, treu zu bleiben und bat sie, ihm etwas zu singen. Sie sahen, daß er schwächer und schwächer wurde — dann konnte er nicht mehr sprechen. Eine ernste Stille legte sich über den Raum. Plötzlich sahen sie ihn lächeln, sein Gesicht glänzte und leuchtete mit einer überirdischen Glückseligkeit — dann streckte er seine Arme aus, als wollte er eine unsichtbare Person umarmen und seine Lippen bewegten sich tonlos, als ob er einen geliebten Namen aussprechen würde und fiel zurück in sein Kissen. Er war bei seinem HERRN, dem er so treu gedient hatte.

Als Bintzea die Geschichte erzählte, konnte ich ihn im Geist vor meinen Augen sehen, wie er fest vor dem HERRN stand; obschon ich weinte, war ich doch glücklich und pries den HERRN für das Vorrecht, ihn gekannt zu haben und durch ihn so viel reicher gemacht worden zu sein.

Die Ruhezeit, welche die Wurmbrands so dringend benötigten, verwandelte sich bald in etwas anderes. Die Nachricht über ihre Ankunft verbreitete sich. Leute, die während Jahren für den Beginn eines Werkes hinter dem Eisernen Vorhang gebetet hatten, kamen, um mit Richard zu sprechen. Einladungen zum Predigen ergossen sich über ihn. Er verließ das Erholungsheim mehrere Male und nach zehn Tagen kehrte er nach Oslo zurück.

Die Versammlungen, in denen er sprach, führten zu einigen sehr bewegten Begegnungen. Auf meinen Vorschlag besuchte er am Weihnachtstag die amerikanische Gemeinde. Sie wollten in meine Kirche kommen, aber da sie kein Norwegisch verstanden, schien es zwecklos zu sein. Als sie nach dem Gottesdienst in meine Wohnung kamen, war Richard ganz begeistert. Er hatte sich dem Pastor, Pfarrer Myrus Knudson vorgestellt, der ihn warm begrüßte und ihn bat, wieder zu kommen. Später erzählte uns Herr Knudson, daß er es sich zur Aufgabe machte, sich bei den amerikanischen Behörden und den Israelmissionen zu vergewissern, daß Richard kein Schwindler war. Die Auskunft war befriedigend, und so wurde Richard eingeladen, dort zu predigen.

Während des Gottesdienstes bemerkte er zwei Damen, die während der ganzen Zeit stille weinten. Die eine von ihnen, eine Invalide, hatte während vielen Jahren für ihn gebetet und war an jenem Morgen zur Kirche gekommen, ohne zu wissen, wer predigen würde. Auch die andere Dame hatte die Wurmbrands für Jahre auf ihrer täglichen Gebetsliste. Sie hatten gewußt, daß Richard im Gefängnis war. Am Ende des Gottesdienstes war Richard tief bewegt, als er hörte, was der Grund ihrer Tränen war — sie hatten vor Freude und Dankbarkeit geweint, als sie mit ihren eigenen Augen die Antwort auf so vieler Jahre heißer Gebete gesehen hatten.

Richards Geschichte machte einen besonderen Eindruck auf das NATO-Personal in Oslo, deren Pastor zu jener Zeit Hauptmann Sturdy war. Sie fanden, daß er eine höchst wichtige Botschaft für die Welt und besonders für Amerika hätte, und

sie sammelten Geld für seine Überfahrt nach den Staaten.

Die Israelmission hätte es gerne gehabt, wenn Richard für sie in Paris gearbeitet hätte, aber er fühlte, daß Gott ihn besonders für die Arbeit in der kommunistischen Welt vorbereitet hatte. Provisorisch sagte er zu, nach Paris zu gehen und Bintzea und Mihai dort zu lassen, während er auf eine Predigttour nach Amerika ginge. Es war nicht genügend Geld vorhanden, um alle drei nach den Staaten zu senden.

Bintzea war verzweifelt ob dieser Abmachung.

„Nutzule“, bettelte sie, „kannst Du nicht etwas tun, um uns zu helfen? Du mußt den Pastor überreden, mir ein Visum für die Staaten zu beschaffen. Wie kann ich Richard alleine gehen lassen? Du weißt, wie er sich auf mich verläßt, sind wir denn nicht lange genug getrennt gewesen?“

Gott arbeitet auf unerwartete Weise. Zwei Tage vor ihrer Abreise veranstalteten die Knudsons einen Abschied für die Wurmbrands. Ich kam mit Lisa etwas verspätet an, und zu diesem Zeitpunkt waren die meisten Gäste schon anwesend. Ich machte die Runde mit Händeschütteln und stellte mich selbst vor. Ein freundlich aussehender Herr stellte sich vor als Herr Olsson.

Lachend sagte ich: „Sagen Sie mir, heißt hier jedermann Olsson oder Olssen? Ich denke, Sie sind der vierte, den ich heute Abend getroffen habe.“

Später beim Essen fand ich mich an seiner Seite sitzend. Mir gegenüber saß Pastor Knudson. Impulsiv sagte ich zum Pastor: „Ich muß mit Ihnen ein ernstes Wort sprechen.“

„Was habe ich nun verbochen?“ scherzte er.

„Es ist nicht was sie getan haben, sondern was sie nicht getan haben“, antwortete ich. Ich hatte nicht beabsichtigt, die Sache vor andern zu erwähnen, aber ich fand mich gedrängt, zu sagen: „Sie wissen, Bintzea kann Richard nicht alleine nach den Staaten gehen lassen. Bitte, versuchen Sie, für sie ein Visum zu erhalten, der HERR wird für das Fahrgeld sorgen.“

Zu meinem Erstaunen platzte Herr Olsson hinein: „Bringen Sie Ihre Freundin morgen vormittag um 10.00 Uhr zur Botschaft, und wir wollen sehen, was wir tun können.“

„Ich danke Ihnen“, sagte ich, hatte aber nicht die geringste Ahnung, was das alles bedeuten würde. Es nahm mich wunder, wer Mr. Olsson war.

Ich kam am nächsten Morgen fast eine halbe Stunde zu früh bei der Amerikanischen Botschaft an, denn ich wollte nicht, daß Bintzea für mich in der Kälte draußen zu warten hätte. Herr Olsson war ausgegangen und seine Sekretärin schien nicht zu wissen, wer ich sei. Als ich Frau Wurmbrand erwähnte, wurde sie sofort äußerst hilfsbereit. Dann kam Bintzea an, und wir wurden ins Büro von Mr. Olsson geführt. In weniger als einer Stunde später verließen wir die Botschaft mit dem Visum in Bintzeas Tasche.

Es erwies sich, daß Herr Olsson der amerikanische Militärattaché war. Hätte ich gemerkt, was für eine wichtige Person er war, als ich ihn traf, wäre ich vielleicht scheu oder ungeschickt gewesen. Aber er und seine Familie waren so angenehme und offene Leute, daß ich sie, seit sie Oslo verlassen haben, jedesmal vermisse,

wenn ich zur Amerikanischen Kirche gehe.

Die Wurmbrands verließen Norwegen schon nach fünf Wochen wieder. Aber bevor sie gingen, war der Grundstein für die erste Mission zugunsten jener hinter dem Eisernen Vorhang bereits gelegt.

In Amerika predigte Richard in sehr vielen Kirchen. Auch wurde er eingeladen, vor einem Komitee des amerikanischen Senats einen Vortrag zu halten. Dies verursachte einen großen Sturm. Die gesamte Weltpresse berichtete darüber und verursachte beträchtliche Opposition von vielen Leuten und Organisationen, einschließlich christlicher Institutionen, die keinen Finger gerührt hatten, um den Menschen hinter dem Eisernen Vorhang zu helfen. Sie behaupteten, daß er durch sein ungeschminktes öffentliches Sprechen die Chancen, weitere Gläubige aus den kommunistischen Ländern herauszubekommen, zerstört habe und daß er in der Tat die Lage dieser Christen ernsthaft gefährde.

In Rumänien jedoch hörten einige Brüder über „Radio Free Europe“ darüber, und ihre Reaktion war ganz anders. Sie waren erfüllt mit Dankbarkeit, daß die Leute im Westen endlich auf ihr Schicksal aufmerksam gemacht wurden. In Wirklichkeit erwiesen sich die düsteren Warnungen dieser Zweifler als falsch. Richards Organisation war seither imstande, andere aus Rumänien herauszulösen.

Es tat mir leid, daß die Wurmbrands Norwegen so bald verlassen hatten. Es erwies sich jedoch, daß ich sie früher wieder sehen würde, als ich erwartet hatte. Sie machten Amerika nicht sofort zu ihrem ständigen Wohnsitz. Nach

Richards Tour in den Vereinigten Staaten hatte er viele Anfragen für Vorträge in Europa, und so blieb Paris noch für Monate ihr Hauptquartier.

Im August 1966 ging ich während meiner Ferien nach Deutschland, um meine Schwester zu besuchen, die damals in Frankfurt lebte, und Bintzea lud mich ein, in Paris einen Zwischenaufenthalt einzulegen. Wer hätte nicht geträumt, Paris zu besuchen? Ich nahm mit Freuden an.

Als ich dort ankam, hörte ich, daß Richard in London predigte, und einige Tage später forderte er Bintzea dringend auf, zu kommen und ihm zu helfen. Pfarrer Stuart Harris von der „European Christian Mission“ war kurz nach der Entlassung Richards aus dem Gefängnis in Bukarest gewesen und hatte ihn damals besucht. Nun hatte er eine Reiseroute für Richard zusammengestellt, um ihn in Großbritannien predigen zu lassen. Bald war dort die zweite „Mission für die kommunistische Welt“ gegründet mit Herrn Harris als Direktor.

Ich blieb noch weiter mit Mihai in Paris. Wenn immer er Zeit hatte, führte er mich herum, um Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, aber oft mußte er mich meinen eigenen Einfällen überlassen, weil er mit den Vorbereitungen für sein theologisches Examen beschäftigt war. Eines Tages war ich allein im Hause, als die Türglocke läutete. Es war ein fremder Herr, der mich in Französisch ansprach. Ich antwortete in Englisch und entschuldigte mich, daß ich nicht Französisch spräche. Er fragte mich dann, welche Sprache ich vorziehen würde. Mit dem Gedanken ihn auf die Probe zu stellen, sagte ich: „Lassen Sie uns Rumänisch sprechen.“ Er sprach

Rumänisch. In der Tat war er ein geborener Rumäne. Er war kürzlich in seinem Heimatlande gewesen und hatte dort alte Freunde getroffen, die ihm alles über die Wurmbrands erzählten und ihn baten, ihn aufzusuchen, wenn er zurückkehre. Er war überaus enttäuscht, ihn nicht getroffen zu haben und ließ eine Botschaft zurück. Ich solle Richard sagen, daß sie in Rumänien von seiner Rede vor dem Senat gehört hätten. Sie gratulierten ihm für seinen Mut, und vor allem baten sie ihn, fortzufahren, überall die Wahrheit so sagen, wo immer und wann immer er die Gelegenheit dazu habe.

Durch seine Freimütigkeit zog sich Richard viele Feinde zu. Aber er beharrte darauf, die Dinge so zu nennen, wie sie waren; statt sie in rosafarbenes Seidenpapier einzuwickeln. Es ist interessant, zu beobachten, daß der Widerstand gegen dieses Werk hauptsächlich von lauwarmen Christen und ihren Führern kommt. Sie fürchten sich, zu glauben was er ihnen sagt; sie wollen sich den Konsequenzen nicht stellen. Im Westen haben wir uns mit unserem materiellen Komfort und hohem Lebensstandard in einen Zustand der Selbstzufriedenheit eingelullt, und wir wünschen nicht, mit Geschichten über Hungersnot, Gefangennahme, Foltern und Verfolgung gestört zu werden.

Dann gibt es jene, die mit blinden Augen herumgehen und die Wahrheit nicht zu sehen wünschen. Diese Leute sind für eine oder zwei Wochen oder weniger hinter dem Eisernen Vorhang gewesen. Sie sind von Strohmännern der Kommunisten dorthin gebracht worden, die ihnen nur die Dinge zeigten, die die Besucher

sehen sollen. Sie bleiben in den besten Hotels, essen in den besten Restaurants und schauen nicht herum, wenn sie ausgehen. Sie sehen nicht, wie die Leute 25 Jahre nach dem Krieg für Brot und Fleisch Schlange stehen. Sie nehmen nicht davon Kenntnis, daß die Lebensmittelläden kaum mehr als Wein und Konserven enthalten. Sehen sie, wie schlecht die Leute gekleidet sind? Haben sie eine Frau einen Hut tragen sehen? Haben sie überhaupt einen Hutladen gesehen? Haben sie den Duft von Parfüm eines schönen Mädchens gerochen, das auf der Straße vorüberging? Oder auch nur den Geruch einer guten Seife? Ein gutes Stück Seife ist ein Luxus, den sich nicht jeder mann leisten kann.

Aber vor allem, wenn sie eine Straße entlang gingen, haben sie jemanden vor Freude lachen sehen? Haben sie bemerkt, wie überarbeitet jedermann aussieht? Wissen sie, daß das Pensionierungsalter für Männer 60 und für Frauen 55 ist, aber die meisten Leute dieses Alter nicht erreichen? Sie sterben entweder, bevor sie es schaffen, oder haben sich infolge Überarbeitung und Unterernährung schon viele Jahre früher zurückzuziehen. Haben sie die Christen im Gefängnis besucht oder ihre Familie?

Natürlich haben alle großen Männer ihre Verleumder. Zwerge nicht so wie Riesen, und Richard ist ein Riese. Aber er ist auch ein Mensch. Obschon er versucht, vieles was über ihn gesagt und geschrieben wird, zu ignorieren, so können jene von uns, die ihn gut kennen, immer sagen, wenn ihn etwas betrübt hat.

Einmal wurde er eingeladen, an einem Jahrestag von Studenten der Redner zu sein. Ich hatte

mich auf dieses Essen gefreut, weil ich wußte, daß ich viele alte Freunde treffen würde. Am Ende der Mahlzeit hielt Richard seine Ansprache, und ich habe ihn noch nie so uninspiriert sprechen hören. Ich schaute fragend über den Tisch zu Bintzea und ihre Augen telegraphierten zurück, daß sie mir später sagen würde, was nicht in Ordnung sei. Als wir nach Beendigung der Ansprachen hinausgingen, zog sie mich auf die Seite und sagte mir, daß Richard heute morgen einen sehr ablehnenden Brief bekommen habe und den ganzen Tag in einer schlechten Verfassung gewesen sei. Er sei nicht einmal imstande gewesen, nachmittags, während seiner gewohnten Ruhezeit, zu schlafen.

Glücklicherweise gibt es aber auch Leute, die wissen, welchen Dank sie Richard schulden. Ich habe Bischof Nordeval, der Präsident der Norwegischen Mission für jene hinter dem Eisernen Vorhang, im Verlaufe einer Predigt in einer überfüllten Kirche sagen hören, daß er Richard als die größte christliche Persönlichkeit dieses Jahrhunderts betrachte, und daß er es als eine Gnade empfinde, ihn gekannt zu haben.

Der Bischof fuhr fort: „Im Werk hinter dem Eisernen Vorhang müssen wir mit Pastor Richard Wurmbrand zusammenstehen. Pastor Wurmbrand hatte manche entmutigenden Beispiele von Engherzigkeit und Argwohn zu erdulden, solcher Dinge, die der Christen unwürdig sein sollten. Ihm ist die Stimme eines Propheten im dunkeln Chaos unserer Zeit verliehen. Ich kenne ihn und kann mit Freimut sagen, daß es keinen christlichen Führer gibt in unserer Zeit, dem ich

mehr vertrauen kann als ihm, denn er sucht nie das Seine, sondern nur Christus.“

Bischof Nordeval ist selber ein Riese im Königreich Gottes, so daß seinen Worten große Bedeutung beizumessen ist.

Oswald Chambers schreibt in einem seiner Bücher: „Wo immer eine Vision ist, da ist auch ein Leben von Geradheit, weil die Vision einen moralischen Anreiz verleiht.“ Ich denke, das ist eine gute Beschreibung von Richards Leben. Da ist eine Geradheit in ihm, die nicht einmal seine vielen Feinde leugnen können.

Ein Hauptgrund für die geistliche Kraft sowohl von Richard wie Bintzea muß im Gebetsumfang sein, der für sie in der ganzen Welt aufsteigt. In Rußland halten die Christen eine ständige Nachtwache für sie. Alles, was diese Christen zuerst wußten, war, daß ein Bruder von einem anderen kommunistischen Land, der enorm gelitten hatte, nach dem Westen entkam, um Nachricht über ihr Schicksal zu geben um ihnen Bibeln und praktische Hilfe zu senden. Dann erfuhren sie, daß sein Name Richard sei. Später wurde ihnen sein voller Name mitgeteilt. Sie beschlossen, eine Gebetskette zu bilden, in dem eine Gemeinde von 6–9 Uhr, eine andere von 9–12 Uhr usw. betete. Ist es da zu verwundern, daß mit soviel Gebetsunterstützung Richard und Bintzea die meisten Christen übertroffen haben? Solches Gebet kann alle Opposition besiegen.

Ich weiß, daß die Opposition, welche Richard am meisten Herzeleid bereitete, von jenen kam, die er in Rumänien gekannt hatte. Unter ihnen ist David, der zu seiner zweiten Verhaftung beitrug. Später kam er selber in den Westen und

ist nun Pastor in Deutschland. Er und Mary kamen einige Jahre vor den Wurmbrands nach Norwegen, da sie auch von der Israelmission herausgelöst wurden. Zu jener Zeit arbeitete ich hart für Bintzeas Befreiung, und es schmerzte mich, die Geschichten zu hören, die er über Richard ausstreute, dem er Unrecht getan hatte, umsomehr als einige Leute ihm glaubten und bereit waren, gegen Richard von allem Anfang an voreingenommen zu sein.

Etwas von diesem Widerstand gegen Richard berührte auch mich, und ich machte die schmerzliche Erfahrung, wegen meiner Freundschaft mit Richard und Bintzea Freunde zu verlieren, die eng mit mir verbunden waren. Ich bin offen vor die Wahl gestellt worden: „Entweder gibst Du Deine Verbindung mit den Wurmbrands auf, oder wir können nicht weiter mit Dir zusammentreffen,“ worauf ich antwortete: „Die Wahl ist bei Euch. Ich breche nicht mit Euch, aber ich erlaube niemandem, mir meine Freunde zu wählen.“

Als wir die Nachricht erhielten, daß die Wurmbrands endlich nach Norwegen kommen würden, und ich mich freute, sie wieder zu sehen, sagte Lisa eines Tages zu mir: „Ich hoffe, Du wirst nicht enttäuscht werden mit ihnen, wie Du es mit Mary und David warst.“

Ich antwortete: „Ich bin sicher, daß ich es nicht sein werde; aber selbst wenn ich es sein sollte, ist es meine Pflicht, jedermann wenigstens eine Chance zu geben.“

Nun sind sie schon mehr als fünf Jahre in der Freien Welt gewesen, und ich bin immer und immer wieder tief gerührt worden, wenn ich

sehen konnte, wie sie ihre Dankbarkeit mir gegenüber zeigten. Sie verpassen nie eine Gelegenheit, um es jedermann, den sie treffen, zu sagen, daß — wie es Richard scherzhaft ausdrückt — „sie die Schuldige ist. Sie ist es, die für unsere Befreiung arbeitete.“

Ich war sehr gerührt, eines Tages ein Telegramm folgenden Inhalts zu erhalten: „An diesem dritten Jahrestag unserer Befreiung von Rumänien drücken wir unsere aufrichtige Dankbarkeit für alles aus, was Du für uns und die Untergrundkirche tatest. Dank Dir ist nun ihre Botschaft unter Millionen in der Welt bekannt. Möge Gott Dich belohnen. Richard, Bintzea und Mihai.“

Die wahre Tiefe unserer Freundschaft ist vielleicht am besten in einer charakteristischen Notiz von Richard enthalten, die er schrieb, nachdem ich ihm Vorwürfe machte, weil er nicht öfter schrieb.

Liebe Anutza,
Christus ist auferstanden!

Nach Seiner Auferstehung hatte er lange Gespräche mit seinen Jüngern. Seiner Heiligen Mutter zeigte er sich nicht einmal, weil sie es nicht nötig hatte.

Das ist der Grund, warum ich an XY 15 Seiten schreibe und Dir nicht einmal eine. Es gibt Stufen, auf denen Worte nutzlos sind.

Richard

Das Wissen, daß ich Freunde habe, auf die ich mich verlassen kann, was immer geschehen möge, selbst wenn sie weit entfernt sind, ist mir in Augenblicken von Qualen und Seelenschmerzen zum größten Trost geworden.

Darum, wenn Bintzea zu mir sagt: „Möge der HERR Dich für all das, was Du an uns getan hast, segnen,“ kann ich in Wahrheit antworten: „ER hat mich mehr als gesegnet. ER hat mich mit Segnungen überschüttet, seit Ihr mein Haus betreten habt.“

14 *Familienzusammenkunft*

Ich stand auf dem Asphalt des Lydda-Flughafens und atmete die Luft meines vorväterlichen Heimatlandes ein. Auf der andern Seite der Barriere wartete meine Familie, um mich zu begrüßen, aber für einen Moment hielt ich inne, um das Gefühl zu genießen, meinen Fuß auf das Land Abrahams, Isaaks und Jakobs gesetzt zu haben, das Land, wo die Propheten das Kommen des Messias voraussagten, wo Jesus selber zur bestimmten Zeit geboren wurde, wo ER lebte, litt und starb, wo ER von den Toten wieder auferstand und gen Himmel auffuhr, und — das Wichtigste von allem — von wo ER wieder zurückkehren wird. Dieser Moment war die Erfüllung einer lebenslangen Sehnsucht, die vor Jahren entstand, als ich als Kind die Freude der polnischen „Halutzim“ auf ihrem Weg in Palästina ein neues Leben aufzubauen, beobachten konnte.

Jemand rief meinen Namen aus. Sie waren alle dort, um mich zu treffen — Mami, meine Schwester und mein Schwager, meine Schwägerin und ihr Sohn Norman, Lisa und einige andere alte Freunde. Als ich durch die Empfangshalle schritt, entdeckte ich meinen ältesten Nefen, Ytzhak, dem es erlaubt war hereinzuz-

kommen, weil er Wartungsmonteur war. Ich schätze die Erinnerung an sein liebes Lächeln, als er sah, daß ich ihn erkannt hatte. Als ich den Zoll durchschritten hatte, war ich augenblicklich von einem liebevollen Willkommen verschlungen. Nahezu alle von ihnen hatten Blumen gebracht, und ich hatte Arme zu leihen, die mir halfen, die Bouquets zu tragen.

Es waren die Burschen, die mich faszinierten, meines Bruders Söhne. Ich konnte meine Augen nicht von ihnen wegwenden, und auch sie schienen von ihrer neu-alten Tante beeindruckt zu sein. Später, als wir gute Freunde geworden waren, sagte mir Ytzhak lachend: „Weißt Du, wir waren bestürzt bei dem Gedanken Dich zu treffen. Tante Rachel hatte uns gesagt, Du wärest so steif und spröde, daß wir uns von unserer besten Seite zu zeigen hätten. Ich hätte nie gedacht, daß wir uns gegenseitig sympathisch wären.“

Ich für meinen Teil verehrte sie beide. Im Temperament waren sie das genaue Gegenteil. Wenn Ytzhak vom Lager heimkam, war es, als ob das Haus plötzlich mit Sonnenschein und Freude überflutet wäre. Er plauderte ständig und genoß das Leben bis zum letzten Tropfen. Norman dagegen war ruhig und nachdenklich. Er betete seinen älteren Bruder an, und seine Augen leuchteten auf vor Enthusiasmus, wenn Ytzhak Geschichten aus dem Lagerleben erzählte.

Ich traf Haim erst zwei Wochen nach meiner Ankunft, da er mit der Handelsmarine unterwegs war. Als wir uns trafen, war es eine wunderbare Wiedervereinigung. Unsere Blicke hatten sich für 20 Jahre nicht getroffen.

Ich blieb für mehrere Monate in Israel und erlebte dort den Sechstagekrieg. In den Tagen bevor der Kampf ausbrach, waren wir von meiner Generation bei dem Gedanken an einen neuen Krieg etwas besorgt, während sich die Jungen gerne darauf vorbereiteten, ihr Leben nötigenfalls für Israel zu geben. Für sie war es eine höchst spontane Angelegenheit. Niemand dachte dabei an ein Opfer. Es war natürlich wie Essen und Atmen, beim Ruf von Liebe und Pflicht sein Leben zu geben. Nein, es war nicht Liebe und Pflicht, es war nur Liebe. Und dies war natürlich der Grund, warum sie den Krieg gewannen — sie wußten, wofür sie kämpften.

So betrachtet man es vom menschlichen Standpunkt aus. Aber alle, mit denen ich sprach, nachdem es vorüber war, waren überzeugt, daß es Gott selber war, der gekommen war, um sein Volk zu retten und ihm den Sieg zu geben. Selbst die Atheisten betrachteten den Ausgang des Sechstagekrieges als ein Wunder, das von einer höheren Macht vollbracht worden war. Ytzhak Rabin, der Generalstabschef sprach auf diese Weise zu seinen Soldaten.

Als der Krieg schließlich ausbrach, kam er als eine Befreiung. Nun wußten wir, wo wir standen. Die Tage unmittelbar vor den Feindseligkeiten waren unerträglich gewesen. Unsere Nerven waren aufs höchste gereizt. Wir ließen das Radio Tag und Nacht laufen. Im Heim meiner Schwester, wo ich lebte, stritt man sich unaufhörlich, welche Station man hören wolle. Ich bevorzugte die BBC London, welche den Krieg in objektiver Weise schilderte — was ich jetzt nicht von ihr sagen kann, wenn sie die Situation

im Mittleren Osten kommentiert. Lisa wünschte die „Kol-Israel“ (Die Stimme Israels) in Hebräisch, Rachel die „Kol-Israel“ (Die Stimme Israels) in Rumänisch. Mein Schwager war im Ausland, so hatten wir wenigstens mit ihm nicht zu streiten.

Am 9. Juni hörten Lisa und ich die rumänische Sendung, als das Programm plötzlich unterbrochen wurde: „Hier ist eine wichtige Neuigkeit: Jerusalem ist befreit worden.“

Wir hielten den Atem an und starrten einander ins Gesicht, unsere Augen füllten sich mit Tränen, wir waren unfähig ein Wort zu sagen. Das Bulletin fuhr fort mit Nachrichten über die Befreiung von Bethlechem und Jericho. Diesmal weinten wir hemmungslos. Zu denken, daß wir lebten, um diesen Augenblick zu sehen! Was bedeutet doch Jerusalem für jedes jüdische und christliche Herz?! Der HERR hatte gesagt: „Jerusalem soll zertreten werden . . . bis die Zeiten der Heiden erfüllt sind“ (Lukas 21, 24). Wir waren in eine neue Geschichtsepoche eingetreten. Rachel und ich gingen aus, um zu feiern. Die ganze Stadt war geschmückt mit Israeli-Fähnchen und bunten Dekorationsstreifen, alle Blumen waren ausverkauft und ebenso Gebäck und Süßigkeiten. Die Leute, die sich auf den Straßen trafen, umarmten sich und riefen unter Freudentränen: „*Baruh Hasham* – Preis dem Herrn!“ und „*Mosel tov* – Glück auf!“ Absolut Fremde fielen einander in die Arme in einem Taumel von Jubel. Ich sah nur ein trauriges Gesicht – dasjenige eines jungen Mädchens. Zweifellos hatte jemand in ihrer Familie sein Leben lassen müssen.

Um eine Zeitung zu bekommen, hatten wir Schlange zu stehen. Über der Vorderseite war in großen Schlagzeilen zu lesen: „ICH PREISE DICH, HERR, KÖNIG DES UNIVERSUMS, DASS DU MIR ERLAUBT HAST, DIESEN TAG ZU SEHEN“, was die Gefühle jedes jüdischen Herzens in Israel wiedergab.

Aber der Krieg hatte ein trauriges Nachspiel für unsere Familie. Im August wurde Ytzhak zusammen mit andern jungen Männern nach England gesandt, um ein britisches Unterseeboot zu reparieren und in Betrieb zu nehmen, das an die israelische Flotte verkauft worden war. Er wollte Israel nicht verlassen. „Was dann, wenn mein Land mich braucht, während ich weg bin?“ sagte er zu mir.

Er war jedoch glücklich in England. Er hatte etwas mehr gesehen von der Welt, hatte fließend Englisch sprechen gelernt und viele neue Freunde gewonnen.

Ende Januar sollte die „Dakar“ nach Hause zurückkehren. Über ganz Israel bereiteten sich Familien in vibrierender Erwartung auf diesen Tag vor. Mütter und Frauen reinigten und polierten, planten bevorzugte Mahlzeiten für Gatten und Söhne und zählten die Tage.

Am Samstag, den 29. Januar, nach Oslo zurückgekehrt, hörte ich am Morgen die Nachrichten, als bekanntgegeben wurde, daß ein israelisches Unterseeboot vermißt würde. Sofort läutete ich die Zeitungsagentur an und fragte, ob es ein Unterseeboot sei, das von England zurückkehre. Sie sagten nein.

An jenem Morgen schrieb ich Lisa: „Mein Herz blutet wegen der Nachricht von jenem

vermißten Unterseeboot. Doch ich habe einen Trost: Ytzhak ist nicht darauf.“

An jenem Tage lauschte ich jeder Nachricht, aber es wurde kein weiteres Wort über das Unterseeboot gesagt. Am Abend beobachtete ich die Wochenschau am Fernsehen. Einige Monate zuvor hatte ich den Film „Die Bibel“ gesehen und gegen die Szene Einspruch erhoben, wo Abraham, nachdem ihm Gott geboten hatte, seinen Sohn zu opfern, in die Wüste hinausgerannt war und protestierte: „Nein! Nein!“ Sicherlich, hatte ich gedacht, ungeachtet was für ein Kummer dich befallen haben mag, du benimmst dich nicht so. Nun, das erste, was ich auf dem Fernsehschirm sah, war die „Dakar“ im Hafen von Portsmouth, wie sie mit Bestimmung Israel auslief. Sie sagten, sie sei immer noch vermißt mit ihren 69 Mann starken Besatzung.

Jetzt wußte ich, daß Ytzhak dabei war. Es war, als ob ein Gewittersturm über das Haus hereingebrochen war; Blitze zuckten durch mein Gehirn und ließen alles neblig und unrealistisch erscheinen. Ich begann wild zu rufen: „Nein! Nein!“ Nun verstand ich den Abraham im Film!

Wie ich durch jenen Abend kam entsinne ich mich nicht mehr. Ich war ganz allein im Hause, und als meine Nachbarin spät heim kam, bat ich sie, zu mir hereinzukommen. Sie saß bei mir bis in die frühen Morgenstunden, unfähig, irgend etwas zu sagen. Ich läutete mehrere Male meine Familie in Haifa an, aber es war unmöglich, mit ihnen zu sprechen. Wir weinten einfach die ganze Zeit und so wurde ich nicht klüger über das, was geschehen war.

Haim war auf See, als er die Nachricht erhielt.

Er flog vom ersten Hafen aus heim und nahm an der Rettungsoperation teil. Lisa sagte mir, daß sie für 14 Tage Sauerstoff an Bord hatten. Während den nächsten 14 Tagen läutete ich die Nachrichtenagentur Tag und Nacht jede Stunde an, bis die Hoffnung aufgegeben wurde. Haims Gesundheitszustand zerfiel von der Zeit an, da er von der verlorenen „Dakar“ gehört hatte, und nur zwei Jahre später starb er ebenfalls. Ich habe gehört, daß viele Eltern jener jungen Männer gestorben sind oder ihr Geschäft aufgegeben hatten. Sie konnten nach ihrem tragischen Verlust nicht weiter leben. Ach, es gibt kaum ein Heim in Israel, welches nicht wenigstens ein geliebtes Glied verloren hatte. Aber das Leben mußte ungeachtet des Kummers weitergehen. Ich denke, was es den Eltern jener jungen Leute auf der „Dakar“ so schwer machte, war der unvermittelte Schock des Wechsels von der freudigen Erwartung zum verzweifelten Kummer. Auch die Ungewißheit, was in Wirklichkeit geschah, machte es schwerer, den Verlust zu ertragen.

Aber obschon der Schmerz, zwei meiner Familienmitglieder in so kurzer Zeit verloren zu haben, ständig an meinem Herzen nagt, habe ich die Verbindung mit dem Leben nicht verloren. Ich war zu beschäftigt.

Ich hatte mich der Idee entledigt, daß, wenn Richard und Bintzea einmal nach den Vereinigten Staaten gezogen wären, ich nicht mehr viel von ihnen sehen würde. In Wirklichkeit war es von da an viel öfter der Fall. Manchmal nenne ich mich lachend ihren persönlichen Reisebotschafter.

Ich habe mich daran gewöhnt, in der Nacht

plötzlich ein Telegramm oder einen Telefonanruf zu bekommen, mit der Aufforderung, alles liegen und stehen zu lassen und nach London, oder Basel oder Stuttgart zu fahren, um einen dringenden Auftrag für Richard auszuführen. Ich habe sogar die Freude gehabt, mehrere Male Länder hinter dem Eisernen Vorhang zu reisen, um unsern leidenden Brüdern Hilfe zu bringen.

Oder manchmal ist Bintzea allein in Europa und wünscht, daß ich ihr in irgend etwas helfe. Sie erreicht mich über das Telefon und wir treffen uns irgendwo in einem Lande und arbeiten zusammen. Es ist ein aufregendes Leben, unvorausehbar und nicht ohne seine humorvollen Augenblicke, etwa wie zu jener Zeit, als beide im Sommer 1968 einige seltene Ferientage bei mir in Norwegen verbrachten. Richard erhielt ein Telegramm von einem amerikanischen Senator, der ihn bat, in die Staaten hinüberzufliegen, um bei einer Anti-Vietnamdemonstration zu helfen. Er hatte gerade Zeit dafür, bevor er nach Schweden ging, wo er in verschiedenen Versammlungen zu sprechen hatte. Bintzea blieb bei mir und wartete gespannt auf Nachrichten. Als schließlich ein Kabel eintraf und sie es fieberhaft öffnete, war zu lesen: „Sensationelle Neuigkeit: Ich liebe Dich. Richard.“

Richard und Bintzea verbringen nun gewöhnlich etwa ein halbes Jahr in Amerika, und die restliche Zeit reisen sie um die ganze Welt, sprechen in Versammlungen und erzählen den Leuten über die Bedürfnisse jener in kommunistischen Länder und organisieren das Missionswerk hinter dem Eisernen Vorhang. Wenn immer sie

in Europa sind, schlieÙe ich mich ihnen gewöhnlich wenigstens für einige Zeit an und reise mit ihnen. Wenn mich Leute um die Gelegenheit beneiden, so viele verschiedene Länder zu sehen, erkläre ich gewöhnlich, daß ich kaum Zeit habe, irgend einen der bekannten Orte und Gebäude zu sehen. Aber ich treffe eine große Zahl interessanter Leute, die mit uns auf das Ziel hinarbeiten, die kommunistische Welt für Christus zu gewinnen.

Gott hat mich im mittleren Alter berufen, eine Halbinvalide, die vor wenigen Jahren nicht für gut genug befunden wurde, hinter einem Bürotisch zu arbeiten, eine höchst interessante und befriedigende Aufgabe zu erfüllen. Die beiden vergangenen Jahre haben mir die lohnendsten Erfahrungen geschenkt, die ich je gekannt hatte.

Ich wohnte der ersten Weltkonferenz von Missionen für die kommunistische Welt bei, wo Vertreter aus allen Kontinenten zusammentrafen, um die Strategie zu beraten. In einer inspirierten Ansprache legte uns Richard seine Vision für die Zukunft dar. Er erinnerte uns daran, daß unser Werk in den kommunistischen Länder nur ein Aspekt eines viel größeren Kampfes ist.

Die unsrige ist eine weltweite Mission. Unsere Aufgabe ist es, den Kommunismus zu bekämpfen, wo immer er zu finden ist und wo immer er versucht, an Boden zu gewinnen — in den Universitäten und Arbeiterbewegungen des Westens; in den Hoffnungen und Erwartungen der unabhängigen Ländern; in den noch unterentwickelten Gegenden der Welt.

Wir müssen unaufhörlich arbeiten, um den Unterdrückten in den kommunistischen Ländern zu helfen und zur gleichen Zeit die Kommunisten und Atheisten für Christus zu gewinnen. Wir müssen auch unsere Mitchristen aufrütteln und jene anderer Religionen. Wir müssen nicht nur nach dem Osten, sondern auch nach Westen, Norden und Süden blicken und immer und überall versuchen, die Gedanken der Menschen von der falschen Lehre des Kommunismus weg zu der lebendigen Wahrheit des Gottes des Universums zu lenken.

Es gibt nur einen Weg, dies zu tun, indem wir uns erlauben, in jedem Teil unseres Lebens so mit dem Geist unseres Herrn und Meisters erfüllt zu sein, daß wir nicht anders können, als viele hinter uns herzuziehen. Das wird der Beginn eines neuen, unblutigen Kreuzzuges sein, dessen Ausgang nichts weniger sein kann, als die Errettung der Welt aus den Klauen des Roten Drachens und die Vorbereitung der Herrschaft Christi auf Erden.

Die Vision ist wenigen gegeben — den Großen im Königreich Gottes. Aber die Erfüllung davon ist die Aufgabe von vielen, den Kleinen, den Schwachen, den Unbedeutenden, deren Pflicht es einfach ist, mit der Aufgabe voranzugehen, die vor ihnen liegt.

Gott gebrauchte mich, eine Seiner Kleinsten, die Wurmbrands zu retten. Sie ihrerseits, zwei Seiner Riesen, sind von Ihm gebraucht worden, ein mächtiges Werk zu beginnen, dessen Folgen nicht abgeschätzt werden können auf dieser Seite des Himmels.

Der Verlag unterstützt eine weltweite Hilfsarbeit an bekennenden und verfolgten Christen im kommunistischen Machtbereich. Im deutschsprachigen Raum ist sie unter dem Namen HMK »Hilfsaktion Märtyrerkirche« bekannt. Wir geben hier die jeweiligen Adressen und Spendenkonten für Ihr eventuelles Interesse bekannt:

HMK - DEUTSCHLAND

**Hilfsaktion Märtyrerkirche e. V. — Postfach 1160
7772 Uhldingen 1**

Spendenkonto:

Postscheckkonto Dortmund 7711-461

HMK - SCHWEIZ

**Hilfsaktion Märtyrerkirche, Postfach 169
CH-3601 Thun**

Spendenkonto:

Postcheckkonto Zürich, Nr. 80-4309

HMK - ÖSTERREICH

**Hilfsaktion Märtyrerkirche
— Geschäftsstelle Österreich —
Postfach 12, A-8043 Graz**

Spendenkonto:

Creditanstalt Bankverein, Fil. Graz 87-34 634/00

HMK - CANADA

**Jesus to the communist world
— Deutsche Zweigstelle —**

Box 38

St. Thomas N5P 3T5 (Ontario)
CANADA

**C.B.O.K. / A.C.E.S.
P.B.77**

**B-2620 HEMIKSEM
TEL. 03/887.8242**

Bücher über die Märtyrerkirche

von Pfarrer Richard Wurmbrand:

Das blutbeschmutzte Evangelium

Wurmbrandbriefe

Gefoltert für Christus

Stärker als Kerkermauern

Antwort auf Moskaus Bibel

In Gottes Untergrund

Erreichbare Höhen

Marx und Satan

von Michael Wurmbrand:

Christus oder die Rote Fahne

Nicole Valéry

Zelle 24

von Mary Wang:

Chinas Kirche lebt!

von Georgij Petrowitsch Vins:

Der Familie entrissen

von Harald Vetter:

Der Schrei ohne Antwort?

„... so du niederfällst und betest mich an“

Die Versuchung des Pastors Willi Heine

von George Watt:

China „Spion“

von Hermann Hartfeld:

Glaube trotz KGB

von Abraham Schifrin:

Das Verhör

von Lutz v. Padberg und Walter Lohrey

Der Griff nach den Kindern